edfc

Fantasia 1156e

Aus der phantastischen Welt der Literatur

Fantasia 1156e
Herausgegeben von R. Gustav Gaisbauer.
ISSN 0934-1463 – 47. Jahrgang.
Das Magazin für phantastische Literatur erscheint als eBook nach Bedarf und wird per Email versandt.

Erster Deutscher Fantasy Club e. V.
Wolf-Huber-Straße 8 B · D-94032 Passau
edfc@edfc.de · www.edfc.de

Titelbild: Collage
EDFC-Logo: Helmut W. Pesch

Der EDFC ist als gemeinnützig anerkannt wegen Förderung kultureller und wissenschaftlicher Zwecke.

© 2024 – Nachdruck oder Weitergabe nur mit Erlaubnis des Verfassers oder der Redaktion.

Passau 2024-09

AUS DER PHANTASTISCHEN WELT DER LITERATUR

Franz Schröpf

Fantasia 1156e – Magazin für Phantastik

edfc

GARETH BROWN
DAS BUCH DER TAUSEND TÜREN
ROMAN
HEYNE

Gareth Brown
Das Buch der Tausend Türen
***(The Book of Doors,* 2024)**
Heyne 27 468 (HC 526 S./€ 24,00)
München 2024
Aus dem Englischen von Sabine Hübner
Genre: Phantastik

Wenige Minuten vor seinem Tod saß John Webber in der Buchhandlung Kellner Books an der Upper East Side von New York City und las Der Graf von Monte Christo. Wie üblich saß er in der Mitte des Ladens, den Mantel ordentlich über der Stuhllehne gefaltet, den Roman vor sich auf dem Tisch. Er hielt einen Moment inne, um einen Schluck Kaffee zu trinken, und schloss das Buch, nachdem er ein Lesezeichen aus weichem Leder eingelegt hatte.

„Wie geht es Ihnen, Mr. Webber?“, fragte Cassie, die mit einem Stapel Bücher unter dem Arm durch den Laden ging. Es war schon spät am Tag und Mr. Webber der einzige Kunde.

„Ach, ich bin alt und müde und gehe immer mehr aus dem Leim“, erwiderte

> er, wie jedesmal, wenn Cassie sich nach seinem Befinden erkundigte. „Aber ansonsten kann ich nicht klagen.“ (S. 11)

Cassie Andrews arbeitet in der Buchhandlung „Kellner Books“ in New York. Zu ihren regelmäßigen Kunden gehört der greise John Webber, der hier abends zu lesen pflegt.

Doch diesmal lässt er sich bei Ladenschluss nicht aufwecken, denn er ist mitten in der Lektüre verstorben. Zurückgelassen hat er ein besonderes Buch, das er laut einer Widmung ausdrücklich Cassie vermacht.

> Der lederne Buchrücken quietschte vertraut, als sie es aufschlug. Die Seiten waren dick und rau und eng mit dunkler Tinte beschrieben, aber in einer Sprache und Schrift, die Cassie nicht kannte. Als sie das Buch durchblätterte, entdeckte sie Zeichnungen und Strichmännchen – manche umrahmten den Text, andere nahmen ganze Seiten ein. Es wirkte wie eine Art Tagebuch, in dem jemand über viele Jahre hinweg

seine Gedanken gesammelt hatte. Das Ganze sah allerdings chaotisch aus. Der Text verlief nicht in einer Richtung; er ging rauf und runter, lief quer über die Bilder oder wand sich um sie herum.

Gleich auf der ersten Seite des Buchs standen ein paar Zeilen, die in der gleichen Handschrift wie der übrige Text verfasst waren, die Cassie jedoch lesen konnte:

Dies ist Das Buch der tausend Türen. Halte es in der Hand, und jede Tür ist jede Tür.

Darunter befand sich eine weitere Botschaft, eindeutig in einer anderen Schrift. Cassie schnappte nach Luft, als sie sah, dass die Widmung ihr galt:

Cassie, dieses Buch ist für Sie, als Dank für Ihre Freundlichkeit. Mögen Sie die Orte genießen, an die es Sie führt, und die Freundschaften, die Sie dort finden werden.

John Webber (S. 21f)

In dem Buch sind unverständliche Texte und Zeichnungen sowie Abbildungen von zahllosen Türen. Als Cassie das Buch in der

Hand hält und intensiv an ihren Urlaub in Venedig denkt, kann sie hinter der realen Zimmertür einen Blick auf die Lagunenstadt erhaschen.

Offenbar kann man mit Hilfe des Buches durch Raum und Zeit reisen. Zusammen mit ihrer Freundin Izzy macht Cassie eine kleine Probeexpedition, nämlich quer durch New York zur Dachterrasse des Library Hotels.

Aber bald erfahren wir, dass der Besitz dieses Buches mit großen Gefahren verbunden ist. Es gibt nämlich eine Schar von Bücherjägern, die hinter magischen Werken her sind, und das Buch der Tausend Türen ist eines der begehrtesten – so sehr begehrt, dass einige Sammler bereit sind, dafür zu morden. Eine gewisse „Sie“ scheint die Skrupellosigste von allen zu sein.

Das Buch der Tausend Türen ist ein phantasievoller und dramatischer Unterhaltungsroman für Bücherfreunde.

Agatha Christie
Rotkäppchen und der böse Wolf
Harmlosigkeit ist die beste Tarnung.
Dieser Grundsatz bewährt sich auch hier…

Agatha Christie [Agatha Mary Clarissa Christie, Lady Mallowan, geb. Miller, 1890–1976]
Tommy & Tuppence 3: Rotkäppchen und der böse Wolf
***(N or M,* 1941)**
Scherz 50 443 (TB 170 S./DM 4,80)
Bern München Wien 1979, 8. Auflage
Aus dem Englischen
Genre: Krimi

Als eine Gesprächspause eintrat, sagte Mr. Grant zu Tommy: „Ich hörte, Beresford, daß Sie eine Beschäftigung suchen?“ Tommys Augen leuchteten auf. „Ja, das ist richtig. Wissen Sie etwa…?“

Grant lachte und schüttelte den Kopf. „Nichts Vernünftiges, nein. Ich fürchte, so was bleibt den Jungen vorbehalten – oder solchen, die schon seit Jahren dabei sind. Was ich Ihnen vorschlagen könnte, ist leider recht trocken. Büroarbeit. Akten registrieren. Faszikel rot verschnüren und in die Fächer legen. Etwas in dieser Art.“

Tommy sagte mit enttäuschter Miene: „Ach so.“

„Immerhin besser als nichts“, ermunterte Grant. „Kommen Sie doch gelegentlich einmal zu mir ins Büro. Informationsministerium, Zimmer 22. Dann können wir die Sache besprechen.“ (S. 8)

Tommy & Tuppence Beresford waren im Ersten Weltkrieg als Externe für den Britischen Geheimdienst tätig. Jetzt, im Jahr 1940, langweilen sie sich zu Tode, weil offenbar jüngere Agenten gefragt sind.

Doch da erhalten die Beiden Besuch von einem Mr. Grant vom Innenministerium, der Tommy einen Bürojob anbietet. Als allerdings Tuppence das Haus verlässt, um, wie sie sagt, einer gestürzten Freundin zu helfen, rückt Grant mit der Wahrheit heraus.

„Ja, die kleinen Fische können wir leicht fangen. Das ist ein Kinderspiel. Aber die andern – wir wissen genau, daß sie vorhanden sind. Mindestens zwei auf hohen Posten in der Admiralität – einer muß zum Stab von General G. gehören; drei oder noch mehr sind bei der R. A. F.; und wenigstens zwei stecken im Ge-

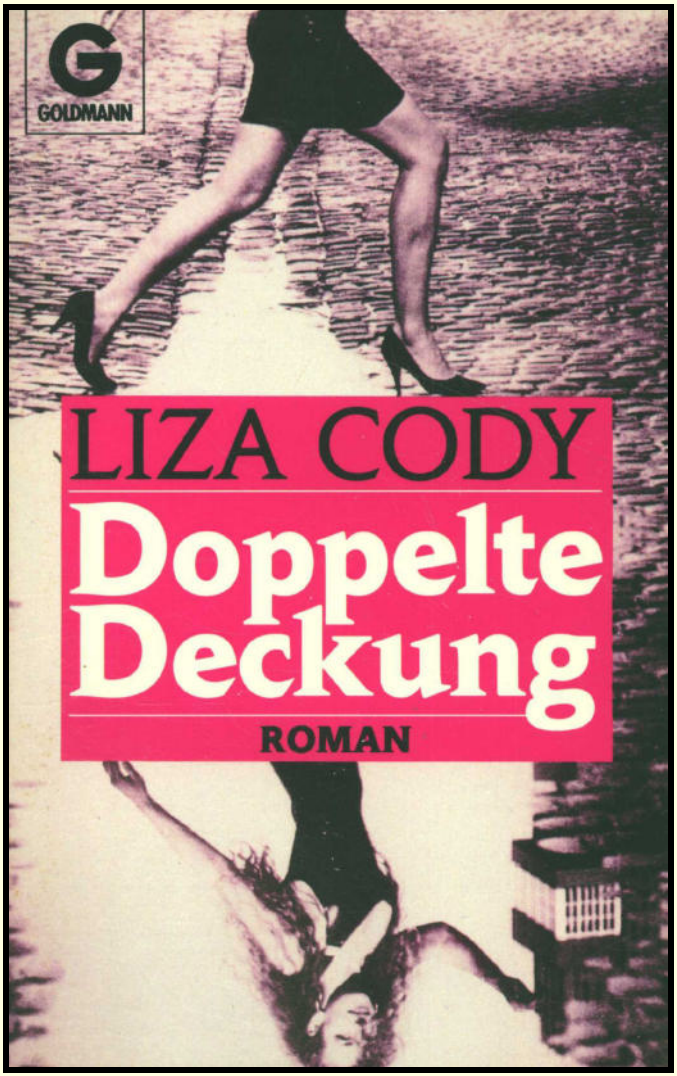
heimdienst und haben Kenntnis von den Geheimbeschlüssen der Regierung. Wir wissen, daß es so sein muß – nach dem, was geschehen ist, gibt es keine andere Erklärung. Nur durch ein Leck an höchster Stelle können gewisse Informationen bis zum Feind durchsickern. Diese Leute, Männer in hohen Stellungen, kennen die meisten unserer Mitarbeiter. Man kann ihnen die Informationen nicht vorenthalten. Wir brauchen daher einen Unbekannten. Ich war am Ende meiner Weisheit und ging deshalb zu Easthampton. Er ist ja nicht mehr im Dienst – ein kranker Mann, aber nie habe ich einen feineren Kopf gekannt. Er dachte also an Sie. Es ist mehr als zwanzig Jahre her, daß Sie für die Abteilung gearbeitet haben. Ihr Name ist ganz unbekannt, Ihr Gesicht ebenso. Also, wollen Sie die Sache übernehmen?“ (S. 10f)

Man vermutet in der Admiralität an allerhöchster Stelle zwei deutsche Spione. Mitarbeiter Farquhar, der die Sache untersuchen sollte, ist einen scheinbaren Unfall

zum Opfer gefallen, so dass der völlig unverdächtig wirkende Tommy seine Aufgabe übernehmen soll.

Die letzten Worte des Sterbenden waren: „N. und M. Song Susie.“ Grant vermutet, dass mit N. und M. die beiden deutschen Agenten gemeint sind, und „Song Susie“ war offenbar ein Hörfehler für die Pension Sans-Souci in Leahampton.

Rotkäppchen und der böse Wolf ist ein unterhaltsamer Agententhriller, der genau zu der Zeit geschrieben wurde, da er spielt, nämlich zu Beginn des Zweiten Weltkriegs. Seltsamerweise hat der namenlose Übersetzer den Vornamen von Thomas Beresfords Frau Prudence, die Tuppence genannt wird, mit „Nickel“ übertragen.


GOLDMANN
LIZA CODY
Doppelte Deckung
ROMAN

Liza Cody [1944–]

Anna Lee 6: Doppelte Deckung
***(Backhand*, 1991)**
Goldmann 41 259 (TB 316 S./DM 9,80)
München 1991
Aus dem Englischen von Regina Rawlinson
Genre: Krimi

> „Wie auch immer, ich möchte, daß Sie einen Auftrag für mich erledigen."
>
> „Was für eine Art von Auftrag?" Anna war kurz davor gewesen, sich zu verabschieden und nach Hause zu fahren, wo ein heißes Bad auf sie wartete. Jetzt drehte sie sich zur Seite, um Lara anzusehen. Aber Lara rieb sich die schmerzende Schulter und starrte über den Fluß auf die eleganten Reihenhäuser in Cheyne Walk. Erst nach wenigen Sekunden sagte sie: „Etwas Geschäftliches. Es geht um einen Mann, ich möchte etwas über ihn in Erfahrung bringen." (S. 42)

Anna Lee und ihr Partner Johnny Crocker arbeiten für die Firma Brierly Security. Als

sie das Haus von Donald Shomacher nach Möglichkeiten für Sicherheitseinrichtungen überprüfen, tritt dessen Schwester Lara Crowther an Anna heran, ihr bei einem besonderen Fall zu helfen. Laras Freundin Penny Garden führte eine Firma für besonders exquisite, selbst entworfene Designerstrickwaren, die leider aufgrund schlechter Vermarktung Konkurs anmelden musste. Nun hat Lara zufällig eine Frau gesehen, die eine Strickjacke trug, die sich eigentlich noch in der Konkursmasse befinden müsste: Offenbar werden hier krumme Geschäfte getätigt.

Anna klärt Lara auf die Probleme bei Konkursen auf.

„Ich kann nur vermuten“, warnte Anna sie. „Erstens: Der Herr Gemahl wußte, daß der Betrieb kurz vor der Pleite stand und hat sich einen Teil des Sortiments unter den Nagel gerissen, bevor die Firma Konkurs anmelden mußte.“

Lara lächelte zufrieden über das ganze Gesicht. „Das dachte ich mir auch“, sagte sie. „Jetzt müssen wir es nur noch beweisen.“

„Zweitens“, fuhr Anna fort. „Der Konkursverwalter hat mit einem alten Kumpan einen Kuhhandel ausgeheckt.“

Laras Lächeln verschwand. „Was meinen Sie damit?“ fragte sie unsicher.

„Der Konkursverwalter läßt sich von einem Komplizen schmieren, der dann die Konkursmasse zu einem Spottpreis aufkauft. Wenn der Konkursverwalter Penny Gardens Angebot annimmt, muß er den größten Teil des Geldes an die Gläubiger abführen. Wenn er billig an einen Kumpel verkauft, kann er das meiste für sich behalten.“

„Das soll wohl ein Witz sein“, sagte Lara.

„Es ist ein altbekannter Trick, den man so gut wie nie nachweisen kann. Selbst wenn ein Konkursverwalter völlig legal arbeitet, kann er für seinen Zeitaufwand, für Telefonrechnungen, Sitzungen und so weiter und so fort einen so hohen Betrag in Rechnung stellen, daß nur ein Bruchteil der Einnahmen an die Gläubiger fällt. Manche Leute sind der Auffassung, als Konkursverwalter tätig zu sein, wäre genauso pro-

fitabel wie eine Lizenz zum Gelddrucken.“ (S. 57)

Entweder hat Penny untergetauchter Ehemann sich unerlaubterweise bei der Firma bedient, oder der Konkursverwalter ist korrupt, was laut Anna leider viel zu häufig der Fall ist und kaum nachgewiesen werden kann.

Anna macht sich an die Recherche und gerät unfreiwillig in größte Gefahr.

Doppelte Deckung ist ein ausgezeichnetes, wenn auch etwas umständlich erzähltes Kriminaldrama.

Erle Stanley
Gardner
Perry Mason und der Tote im Rollstuhl
Der eingegipste Knöchel hat den Aktionsradius des berüchtigten Schürzenjägers nur wenig eingeschränkt. Erst ein Schuß setzt ihn endgültig außer Gefecht . . .

*Gardner, Erle S.: Perry Mason und der Tote im Rollstuhl

Erle Stanley Gardner [1889–1970]
Perry Mason 38: Perry Mason und der Tote im Rollstuhl
(The Case of the Angry Mourner, 1951)
Scherz 51 343 (TB 158 S./DM 7,80)
Bern München Wien 1992
Aus dem Amerikanischen von Renate Weigl
Genre: Krimi

Der Boden sah, an der Stelle, wo der Rollstuhl stand, wüst aus. Glasscherben lagen auch hier herum. Ein gerahmtes Bild lag zerknittert in einer Ecke am Fenster.

Im Rollstuhl hing, im Tod grotesk zusammengesunken, Arthur B. Cushing. Ein rotes Rinnsal lief aus einem dunklen Loch an seinem Seidenhemd hinunter. Rote Spritzer waren auf dem Fußboden, Am Boden glitzerte ein Gegenstand. Es war eine offene Puderdose mit zerbrochenem Spiegel und verstreutem Puder,

die fast die Füße des toten Mannes berührte.

Belle Adrian erkannte diese Dose, ohne die Gravur auf dem goldenen Deckel zu sehen. Arthur Cushing hatte sie Carlotta zum Geburtstag geschenkt.

Eine Weile, die wie eine Ewigkeit schien, stand Belle Adrian und starrte auf den Leichnam im Rollstuhl, auf das zerbrochene Fenster und auf die zerbrochene Puderdose. Dann handelte sie.

So systematisch und ruhig, als räumte sie ihre Küche nach dem Essen auf, begann sie, jeden Hinweis zu beseitigen, der Carlotta mit Arthur Cushings Tod in Verbindung bringen würde. (S. 9f)

The floor around the wheelchair was littered with broken glass. A framed picture had been reduced to a crumpled wreckage and decorated a corner near the window.

In the wheelchair, slumped grotesquely in death, was Arthur B. Cushing. A trickle of red had formed a sinister stain on the man's silk shirt, a stain which welled down from a dark, round

hole. There were spatters of red on the floor.

On the floor was a circular, glittering object which reflected the light. It was an open compact lying with shattered mirror and spilled powder almost at the feet of the dead man.

Belle Adrian knew that compact, even without noticing the engraving on the gold surface. It was a compact which Arthur Cushing had given Carlotta for her birthday.

For a space which seemed an eternity Belle Adrian stood looking at the inert, slack-jawed corpse in the wheelchair, at the broken window, at the broken compact.

Then she started to work.

As steadily and calmly as though she had been cleaning a kitchen after a meal, she set about removing every bit of evidence that would connect Carlotta with the death of Arthur Cushing.

Um einen wunderbaren, ländlichen, hochgelegenen See herum liegen ein paar Häuser, die von Alteingesessenen bewohnt

werden. Allerdings hat ein Unternehmer namens Dexter C. Cushing auf Anraten seines Sohnes Arthur B. Cushing dem dort ansässigen Sam Burris einen Großteil des unbebauten Landes abgekauft, angeblich für landwirtschaftliche Zwecke. Doch nachdem sich Arthur dort ein komfortables Landhaus errichtet hat, werden Pläne bekannt, dass er hier eine Hotelanlage errichten will, was ihn bei den Einheimischen sehr unbeliebt macht.

Kürzlich hat sich Arthur den Knöchel gebrochen und verbringt die meiste Zeit im Rollstuhl, was ihn aber nicht daran hindert, hinter jungen Frauen her zu sein, die er sich notfalls auch mit Gewalt nimmt, denn er weiß dank des Geldes seines Vaters Recht und Gesetz hinter sich.

Als ihre Tochter Carlotta, einundzwanzig Jahre alt, von einer Autofahrt nicht rechtzeitig zurückkehrt, eilt Belle Adrian zum Haus von Arthur, um zu retten, was noch zu retten ist. Sie findet Arthur tot in seinem Rollstuhl vor, erschossen, inmitten einer Vielzahl zerbrochenen Glases. Und am Boden liegt die zerbrochene, ausnehmend wertvolle Puderdose, die Arthur der Tochter

geschenkt hat. Belle tut ihr Bestes, alle Spuren, die auf Carlotta hindeuten könnten, zu beseitigen, bevor sie wieder nach Hause zurückkehrt. Hier findet sie Carlotta vor, die nicht mit dem Auto geflohen ist, wie sie gemeint hat, sondern die eine Reifenpanne hatte.

Mrs. Adrian ging zu dem Stuhl hinüber, auf den Carlotta ihre auffallend gemusterte Bluse hingeworfen hatte. Sie hob sie auf und sah, daß sie vorn zerrissen war.

Carlotta wurde rot „Aber Mammie, jetzt schnüffelst du wirklich."

„Carlotta, ich bin… ich muß wissen, was geschehen ist."

„Na gut, Mammie", entgegnete Carlotta unwillig, „du willst es so haben. Ich bin erwachsen. Ich habe Kurven, die den Männern nicht verborgen bleiben. Natürlich machen sie auch Annäherungsversuche. Ich fürchte, wir werden sie nicht ändern können. Die Tatsache, daß die Bluse zerrissen ist, sollte für sich sprechen. Deine mütterliche Sorge

wäre weitaus angebrachter, wenn sie es nicht wäre."

„Darum geht es nicht, Carlotta. Ich möchte wissen, was… was hast du getan?"

„Ich sagte nein die ersten vier- oder fünfmal", antwortete Carlotta gereizt. „Dann zeigte ich ihm, daß ich es auch so meinte. Und als er es mit Gewalt noch einmal versuchen wollte, versetzte ich ihm eins und ging."

„Du hast ihm eine Ohrfeige gegeben?"

„Ohrfeige? Daß ich nicht lache. Ich verpaßte ihm einen Kinnhaken. Offen gesagt, ich habe ja nichts dagegen, wenn Männer Annäherungsversuche machen. Ich mag es sogar. Aber ich mag Männer, die dann auch ein Nein vertragen können. Und nun, wenn du deine Nase genug in meine Angelegenheiten gesteckt hast, würde ich vorschlagen, daß wir diese Diskussion für heute beenden und schlafen gehen, obgleich ich nicht glaube, daß ich jetzt schlafen kann." (S. 17)

Mrs Adrian walked over, to the chair where Carlotta had tossed the vivid-coloured blouse she had been wearing. Mrs Adrian picked it up off the chair and examined a jagged rip in the cloth at the front of the blouse.

Carlotta flushed. „Now, Mumsey, you are snooping!"

„Carlotta, I'm … I must know what happened."

Carlotta said indignantly. „All right, Mumsey, you've asked for it. I've grown up. I have curves. Men notice them. They like to make passes. It's their nature. I'm afraid we're not going to be able to change their nature. The fact that the blouse is torn should convey its own answer. Your maternal concern would be much more appropriate if the blouse had riot been torn."

„It isn't that, Carlotta. I want to know what … what did you do?'

Carlotta said wearily, „I told him 'no' gently tor the first four or five times, then I showed him I meant business, and when he put his weight behind a

forward pass I swung on him hard-and came home."

„You slapped him?"

„Slapped him, hell!" Carlotta said. „I gave him the palm of my right hand on the point of his jaw. Frankly, I don't mind men making passes. I like it. I also like men who can appreciate the meaning of a negative. Now, if you've pried enough into my private affairs, suppose we separate for a while and go through the motions of getting some sleep, although I don't suppose I'll be able to-now."

Carlotta beteuert, Arthur nicht ermordet zu haben, sondern sich nur handfest gewehrt zu haben, obwohl sie einen passenden Revolver in dem Handschuhfach ihres Autos gehabt hätte.

Unglücklicherweise wurde Belle von Sam und Betsy Burris, die von dem Schuss und dem Klirren geweckt wurden, bei ihren Aufräumarbeiten per Fernglas beobachtet. Sam, der in Arthurs Haus gegangen und die Leiche gesehen hat, ist überzeugt, dass Carlotta die Mörderin ist.

„Ihre Tochter tötete ihn, aber sie hatte bestimmt allen Grund dazu. Quälen Sie sie nicht mit allzu vielen Fragen und lassen Sie auch nicht zu, daß der Anwalt sie zu sehr drängt. Da sind noch andere Mädchen, und wenn Ihr Rechtsanwalt die finden kann, wird das Interesse von Carlotta abgelenkt. Sie machen sich Ihre Gedanken, und ich mache mir meine. Aber eines wissen wir alle beide: Carlotta ist ein prächtiges Mädchen, nett, jung, anständig, wie man es nur selten findet. Man muß ihr eine Chance geben.“ (S. 26)

„[…] Your daughter killed Arthur Cushing, and he certainly had it coming. You heard her scream and heard the shot and went over to find out what it was all about. Then you helped your daughter cover up. Now, of course, I don’t know what evidence the sheriff can get, but as far as my wife and me are concerned, we ain’t going to let out a peep. Carlotta is a nice girl Arthur Cushing was the scum of the earth, and … Well,

I just wanted you to know that we intended to be neighbourly and…"

Weil Burris den skrupellosen Arthur auf den Tod nicht ausstehen kann, ist er bereit, Carlotta zu decken und vereinbart mit Belle, wie sie vor der Polizei auszusagen hätten.

Doch Belle glaubt, dass Carlotta nicht anders zu helfen ist als mit einem geschickten Anwalt, und da Perry Mason zufällig am See Urlaub macht, engagiert sie ihn. Carlotta wiederum nimmt Harvey Delano, ihren nicht sonderlich hellen Verlobten, als Anwalt, welcher felsenfest überzeugt ist, dass Belle den Mord begangen hat.

Perry Mason ahnt, dass an den Schilderungen der beiden Frauen etwas faul ist: Sie belügen sich gegenseitig; sie belügen die Polizei; sie belügen sogar ihre Anwälte. In dieser Situation Belle vor dem Elektrischen Stuhl zu retten, ist keineswegs einfach, denn Sheriff Bert Elmore ist ein erfahrener Mann, die Lügner sogleich durchschaut. Mason holt sogleich seine erprobte Sekretärin Della Street zu sich und lässt den Detektiv Paul Drake samt seinen Mitarbeitern sogar einfliegen, so sehr eilt die Angelegen-

heit, denn die Vorverhandlung ist in Bälde angesetzt.

Perry Mason und der Tote im Rollstuhl ist ein ausnehmend mitreißender Krimi – und glaubwürdig ist er obendrein, denn Erle Stanley Gardner kennt sich als früherer Strafverteidiger in Sachen Polizeiarbeit und Gerichtsverhandlung bestens aus.

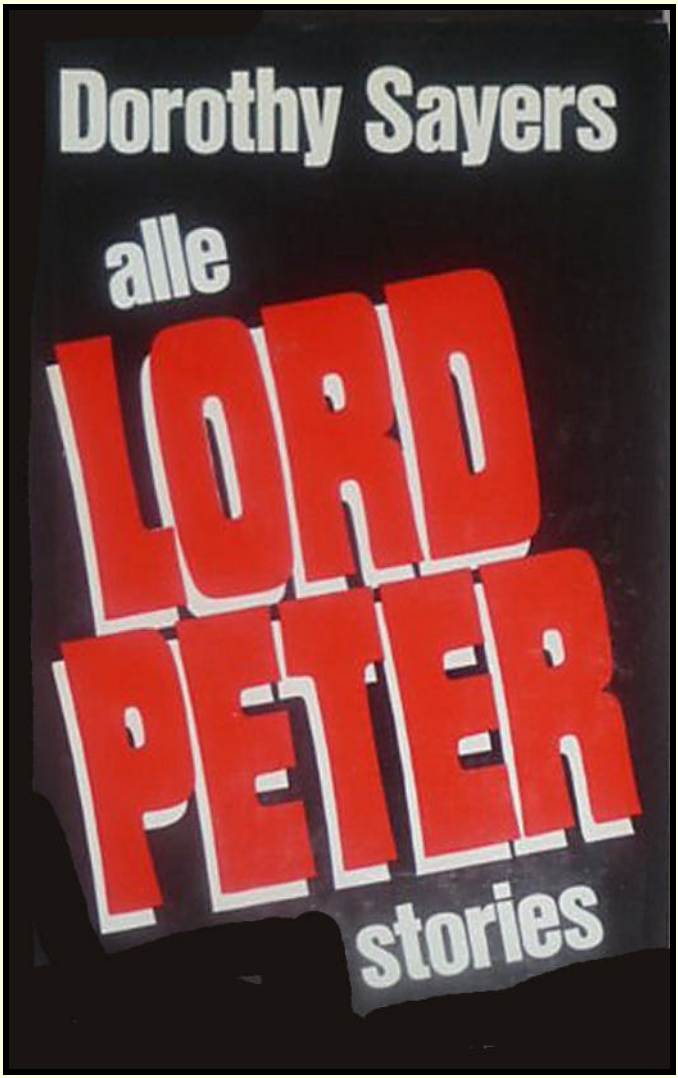
Hier erläutert Mason seinem Detektiv, wie vertrackt die Lage ist.

> „[…] Das ist wieder so ein Fall, wo man sich nicht traut, seinen Klienten in den Zeugenstand zu rufen. Wenn Mrs. Adrian die Wahrheit sagt, wird man sie verurteilen, weil man ihr beweisen wird, daß sie jetzt genau das Gegenteil von dem sagt, was sie den Untersuchungsbeamten erzählt hat. Und wenn sie versucht, bei ihrer Geschichte zu bleiben, wird man ihr nachweisen, daß sie lügt.“ (S. 67)

> „This is one of those cases where you don’t ever dare put your client on the stand. If she tells the truth, they’ll crucify her by showing that it’s contrary to

> the story she told the investigating officers. If she tries to stick to the story she told the investigating officers they'll show up her pitiful, amateurish prevarications."

Es ist typisch für einen Strafverteidiger, dass nicht in erster Linie daran interessiert ist, die Wahrheit ans Licht zu bringen, sondern seinen Klienten vor Gericht in dem bestmöglichen Licht erscheinen zu lassen. Doch Belle Karten stehen so schlecht und die Beweise sind so erdrückend – der Mord wurde definitiv mit Carlottas Revolver begangen –, dass Mason am Ende nur noch auf die Recherchen von Drake und ihm selbst bauen kann.


Dorothy Sayers
alle
LORD
PETER
stories

Dorothy L. Sayers [Dorothy Leigh Sayers, 1893–1957]
Alle Lord Peter Stories
***(A Collection of All the Lord Peter Wimsey Stories*, 1972)**
Wunderlich (HC 456 S./DM 19,80)
Tübingen Stuttgart 1972
Aus dem Englischen von Erna M. Krauss, Maria Meinert, Gerlinde Quenzer, Gabriele Taut, Werner Gebührt und Unbekannten
Genre: Krimi

„Mein Mann", erklärte sie, „ist Henry Ruyslaender, der Diamantenhändler. Wir sind vor zehn Jahren von Kimberley herübergekommen und haben uns in England niedergelassen. Jedes Jahr verbringt er mehrere Monate in Afrika – geschäftehalber –, und ich erwarte ihn morgen früh mit der Sambesi zurück. Nun, es handelt sich um folgendes. Letztes Jahr schenkte er mir ein herrliches Diamantkollier mit 115 Steinen… „

„'Das Licht von Afrika' – ich weiß", sagte Wimsey.

Sie sah ihn erstaunt an, stimmte jedoch zu. „Das Kollier ist mir gestohlen worden, und es ist hoffnungslos, den Verlust vor meinem Mann zu verbergen. Kein Duplikat könnte ihn auch nur einen Moment täuschen."

Sie hielt inne, und Lord Peter redete ihr freundlich zu: „Sie sind zu mir gekommen, nehme ich an, damit keine Polizeiaktion daraus wird. Wollen Sie mir ganz offen sagen, warum?"

„Die Polizei einzuschalten, hätte keinen Sinn. Ich weiß, wer das Halsband genommen hat."

„Ach ja?"

„Es gibt einen Mann, den wir beide flüchtig kennen, einen Mann namens Paul Melville."

Lord Peters Augen zogen sich zusammen. „Hm, ja, ich glaube, ich bin ihm in irgendeinem Klub begegnet. Kriegsfreiwilliger, ging dann über ins Berufsheer. Dunkler Typ. Angeberisch. Bißchen so etwas wie eine Ampelopsis, nicht?"

„Ampelopsis?"

„Ein Schlinggewächs, das durch Aussaugen hochkommt. Sie kennen das

> doch – erstes Jahr: zarte kleine Triebe- zweites Jahr: macht sich prächtig – nächstes Jahr: überwuchert alles. Nun schelten Sie mich zynisch.“ (S. 11f, „Der Bluff mit dem Joker“)

Mrs. Ruyslaender sucht verzweifelt Hilfe bei Lord Peter Wimsey: Ein Verwandter ihres Gatten Henry Ruyslaender, der Offizier Paul Melville, hat ihr nicht nur ein Diamantkollier, sondern auch ein in Diamanten gefasstes Portrait gestohlen. Wüsste ihr Gatte von der Existenz des mit einer verräterischen Widmung versehenen Portraits, so wäre sie für immer kompromittiert, was auch erklärt, weshalb sie sich nicht an die Polizei wenden kann. Letzteres wird aber notwendig, wenn ihr Gatte den Verlust des Kolliers entdeckt.

Lord Peter beruhigt Mrs. Ruyslaender und begibt sich guten Mutes in den Club, wohin er neben zwei engen Bekannten – Colonel Marchbanks und Sir Impey – auch den Dieb zu einem Bridge-Abend geladen hat, welchselbigen Melville jedoch bald zu einem Pokerkreis umzugestalten weiß. Lord Peter spielt allerdings ausnehmend

schlecht, was aber angesichts seines von Haus aus dümmlichen Gesichtsausdrucks bei Melville keinen Verdacht erregt.

> Entgegen seiner eigenen Vorhersage gewann Wimsey zunächst ganz beträchtlich und wurde im weiteren Verlauf des Spiels so schwatzhaft blöd, daß selbst der erfahrene Melville sich zu fragen begann, ob diese unbeschreibliche Albernheit der Mantel der Unwissenheit sei oder ob sich hinter dieser Maske ein hartgesottener Pokerspieler verbarg. Bald jedoch war er beruhigt. Das Glück wechselte auf seine Seite, und er gewann – mit verdeckten Karten – stetig von Sir Impey und dem Colonel, die sehr vorsichtig spielten und wenig riskierten, und ganz erheblich von Wimsey, der unbekümmert und ein wenig betrunken schien und auf ganz unmögliche Karten törichte Summen setzte. (S. 17)

Doch dann kommt es zu einer dramatischen Szene.

Melville gab aus, befriedigte die Wünsche der anderen Spieler und war gerade dabei, sich selbst drei neue Karten zu nehmen, als Wimsey plötzlich aufschrie und mit der Hand über den Tisch schoß.

„Hallo, Melville“, sagte er in eisigem Ton, der nicht zu seiner sonstigen Redeweise paßte, „was bedeutet das eigentlich? „

Er hob Melvilles linken Arm vom Tisch und schüttelte ihn mit hartem Griff. Da flatterte etwas aus dem Ärmel auf den Tisch und glitt zu Boden. Colonel Marchbanks hob es auf und legte mit furchtbarem Schweigen einen Joker auf den Tisch.

„Großer Gott“, sagte Sir Impey.

„Sie junger Schuft“, stieß der Colonel hervor, als er der Sprache wieder mächtig war.

„Was zum Teufel wollen Sie?“ keuchte Melville mit kreideweißem Gesicht. „Wie können Sie es wagen! Das ist eine List – eine Falle… „ Eine schreckliche Wut packte ihn. „Sie wagen zu sagen, daß ich betrogen hätte. Sie Lügner! Sie geiziger Gauner. Sie haben den Joker

hineingetan. Ich sage Ihnen, meine Herren“, schrie er und sah sich verzweifelt im Kreise um, „er muß ihn hineingetan haben.“

„Also bitte, Melville“, sagte Colonel Marchbanks, „hören Sie damit auf. Mein Gott, das hat doch keinen Sinn! Es macht die Sache nur schlimmer. Wir haben es doch alle gesehen! Du meine Güte, ich weiß wirklich nicht, wo die Armee heutzutage hinkommt!“ (S. 17f)

Melville wurde von Lord Peter beim Falschspiel ertappt: Dieser konnte dem Schuft einen Joker direkt aus dem Ärmel schütteln.

Melville beteuert zwar seine Unschuld, schädigt aber dadurch seinen Ruf noch weiter. Es bleibt ihm schließlich nichts weiter übrig, als gegen die Lord Peters Verpflichtung des Stillschweigens die gestohlenen Schmuckstücke herauszurücken.

Am Ende gesteht Lord Peter den beiden verbliebenen Mitspielern, dass er in einem Unterstand in Ypern allerhand Kartentricks gelernt hat.

Alle Lord Peter Stories enthält folgende Erzählungen: Der Bluff mit dem Joker; In

vino veritas; Halbe Arbeit; Der Mann ohne Gesicht; Das Drachenhaupt; Der Narrenturm; Das Melodrama vom Zankapfel; Ein grammatischer Fehlgriff; Die Katze im Sack; Die Anglerfarce vom gestohlenen Magen; Die Heldentat in der Höhle des Ali Baba; Das Bild im Spiegel; Die rote Königin; In die Irre geführt; Das Perlenhalsband; Der Mann mit den Kupferfingern; Onkel Meleagers Testament; Die verräterischen Schritte; Die geheimnisvolle Entführung; Der Spuk des Polizisten; Kindsköpfe.

Wie die hier vorgestellte Erzählung basieren auch die übrigen auf einem raffinierten Einfall, wobei wegen der Kürze der Geschichten die Charakterisierung der Figuren notgedrungen oberflächlich bleibt.

JÖRG
MAURER
Im Schnee
wird nur
dem Tod
nicht kalt
Jörg Maurers
NEU!
aktueller Bestseller
ALPENKRIMI
SCHERZ

Jörg Maurer [1953–]

Hubertus Jennerwein 11: Im Schnee wird nur dem Tod nicht kalt. Alpenkrimi

Scherz (PB 430 S./€ 16,99)
Frankfurt am Main 2018, 3. Auflage
Genre: Krimi

Erstechen, Ertränken, Erwürgen, Vergiften – Die Faszination, die von gewaltsamen und unnatürlichen Toden ausgeht, bleibt ungebrochen. Aber wem sage ich das. Eine der dramatischsten Formen ist die öffentliche Hinrichtung mit dem Fallbeil. Darin haben sich besonders die Franzosen ausgezeichnet. Die letzte Veranstaltung dieser Art fand nicht etwa während der bluttriefenden Französischen Revolution statt, sondern im Februar 1939. Die Enthauptung des Serienraubmörders Eugen Weidmann muss einem Fest geglichen haben. Nach dem Fall des Beils tränkten Frauen, die im gegenüberliegenden Hotel gewartet hatten, ihre Taschentücher im Blut des „Mörders mit dem Samtblick“. Das Totenglöcklein hat einen süßen Klang. Denn gerade den Toden mit unnatürli-

> cher Ursache haftet etwas zutiefst Romantisches und Verklärtes an. Dem Abtrennen des Kopfes, dem Ersticken und Ertränken werden sogar vielfach angenehme Gefühle zugeschrieben. Unzählige Heldinnen der Literatur sind ins Wasser gegangen, schmerzlos eins geworden mit dem Element, aus dem wir alle stammen. So erzählt man sich. Pustekuchen! Fragt man Mediziner, ist das Ersticken im Wasser äußerst schmerzhaft und dauert mehrere Minuten, genauso wie die meisten anderen künstlich herbeigeführten Tode. (S. 7)

Nach dieser Einführung dürfte sich der Leser darüber klar geworden sein, dass er einen Kriminalroman vor sich hat – der allerdings recht beschaulich beginnt.

Kriminalhauptkommissar Hubertus Jennerwein aus dem beliebten Alpenkurort mit dem Doppelnamen ist in den Besitz einer Almhütte gelangt und lädt zu einem gemütlichen winterlichen Wochenende die ganze Belegschaft seiner Abteilung ein.

Jjöoglyü und M'nallh stiegen aus dem Raumschiff auf den Planeten Erde und schnupperten. Sie als hochentwickelte und hyperintelligente Seidenspinnerschmetterlinge waren fähig, Duftstoffe über Tausende von Kilometern hinweg wahrzunehmen.

„Der Planet ist unbelebt", sagte Jjöoglyü. „Hieß früher mal Erde."

„Trotzdem rieche ich noch etwas", erwiderte M'nallh und schob seine Mandibeln tastend vor.

Sie scannten die Stelle, aus der das Pheromon-Signal kam. „Hier hat mal meterdick Schnee gelegen."

Sie sahen das Objekt sofort. Ein kleiner, glatter Metallstift mit einer durchlöcherten Platte auf der einen Seite und dicken, verzweigten Enden auf der anderen. Jjöoglyü schlug im galaktischen Universallexikon nach.

„Ein sogenannter Schlüssel", sagte er. „Mit so etwas haben die ihre Türen geöffnet." (S. 11)

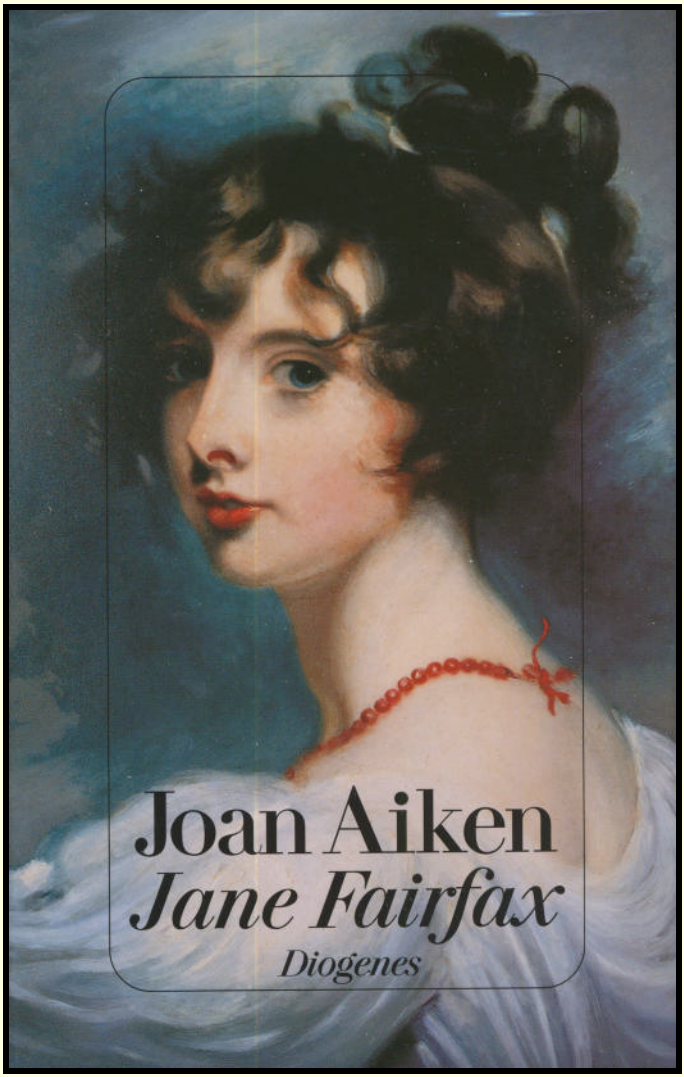
Wie es scheint, spielt dieser Abschnitt in ferner Zukunft nach dem Aussterben der

Menschheit, denn die beiden Außerirdischen, die die Erde besuchen, finden just den Schlüssel zu der Almhütte, den Jennerwein unterwegs verloren hat.

Der Einstieg der unglaublich gut gesicherten Hütte gelingt dem geschickten Leiter eines Sicherheitsdienstes, Jennerweins früherem Kollegen Ludwig Stengele, über die mangelhaft bewehrte Dachluke.

Bald treffen auch Polizeiobermeister Franz Hölleisen, Kriminalkommissarin Nicole Schwadtke, Polizeipsychologin Maria Schmalfuß und weitere Kollegen ein. Was sie nicht ahnen: Ein früherer Mitschüler von Jennerwein, der als Kind eine Neigung zu abartigen, mordsgefährlichen Scherzen hegte, plant Übles für die Hüttengesellschaft.

Im Schnee wird nur dem Tod nicht kalt ist mit Witz und Ironie erzählt, wie man es von Jörg Maurer gewohnt ist. Es hätte allerdings nicht geschadet, wenn er nicht nur seiner Neigung zum Fabulieren gefrönt hätte, sondern auch der Pflicht zum Erzählen einer straffen Handlung stärker nachgekommen wäre.


Joan Aiken
Jane Fairfax
Diogenes

*Aiken, Joan: Jane Fairfax

Joan Aiken [Joan Delano Aiken, 1924–2004]
Jane Fairfax
***(Jane Fairfax.* The Secret Story of the Second Heroine in Jane Austen's Emma, 1990)**
Diogenes (HC 330 S./DM 39,00)
Zürich 1993/200
Aus dem Englischen von Renate Orth-Guttmann
Genre: Historischer Roman

Die Vermählung von Miss Jane Bates mit Leutnant Fairfax war von den üblichen glückverheißenden Vorzeichen begleitet: Kirchenglocken läuteten, die Sonne schien, und viele Taschentücher wurden geschwenkt. Doch leider hielten diese Vorzeichen nicht, was sie versprachen, denn der Leutnant, ein vortrefflicher Offizier und überaus verdienstvoller junger Mann, wurde nur drei Wochen nach der Eheschließung mit seinem Regiment ins Ausland verlegt und fiel, ehe er seine Heimat und die inzwi-

schen geborene kleine Tochter noch einmal hatte wiedersehen können. Seine junge Witwe, die unter der doppelten Belastung des Kummers und einer zehrenden Krankheit ihr Ende nahen fühlte, befahl das vaterlose Kind der Obhut ihrer betagten Eltern, denn Leutnant Fairfax selbst hatte keine Angehörigen. (S. 5)

The marriage of Miss Jane Bates to Lieutenant Fairfax was accompanied by the usual good omens: church bells rang, the sun shone, and many handkerchiefs were waved. But these omens were to prove delusive, for the Lieutenant, an excellent officer and a most deserving young man, had the misfortune, not more than three weeks after the wedding, to be posted overseas with his regiment, and killed in action before he had another chance to revisit his native land. His young widow, soon sinking under the combined assaults of consumption and sorrow, bequeathed the care of the fatherless child to her elderly

parents, for Lieutenant Fairfax possessed no family of his own.

Die kleine Jane wird anfangs des neunzehnten Jahrhunderts als Tochter von Jane Bates und Leutnant Fairfax geboren. Sie kommt nach dem frühen Tod ihrer Eltern in die Obhut des mütterlichen Großvaters, des Pfarrers von Highbury, George Bates, seiner Frau Mrs. Bates und ihrer Tante Hetty Bates, genannt Miss Bates.

Nach dem Tod des Pfarrers müssen die drei verarmten Frauen in eine kleine, mit Möbeln überladene Wohnung im ersten Stock ziehen. Der verwitwete Mr. Woodhouse, der eine Tochter namens Emma hat, die im gleichen Alter wie Jane ist, lässt aus Mitleid den beiden Kinder zusammen Musikunterricht erteilen, wobei sich die unscheinbare Jane als sehr viel begabter als die attraktive und hochnäsige Emma herausstellt, was bald zu Spannungen zwischen den Kindern führt.

Als Jane neun Jahre alt geworden ist, erbarmt sich ein Oberst Campbell ihrer und nimmt sie bei sich auf, denn ihr Vater hat ihm mehr als einmal das Leben gerettet. Ja-

ne zieht daher nach London zu den Campbells und freundet sich mit der gleichaltrigen Tochter des Hauses, Rachel, an.

Oberst Campbell ist an sich ein vernünftiger Mensch, aber er ist infolge einer Kriegsverletzung schwerhörig, gehbehindert und leidet unter wiederkehrenden Kopfschmerzen. Daher kann er von Zeit zu Zeit sehr unduldsam werden und seine Tochter Rachel, von der er sich stets enttäuscht fühlt, im Kasernenhofton kritisieren. Mrs. Campbell ignoriert grundsätzlich sowohl ihren Gatten als auch ihre Tochter und widmet sich ausschließlich der Wohltätigkeit und dem gesellschaftlichen Fortschritt. Unglücklicherweise fällt neben der klugen und selbstbewussten Jane die arme, aus Angst stotternde Rachel umso stärker ab.

Hier haben Jane und Rachel gerade ein schönes Duett auf dem Klavier gespielt, wobei Jane den schwierigen Part übernommen hat. Das ist ihrem Vater nicht unbemerkt geblieben.

„Jetzt laß mich etwas von dir allein hören, Rachel“, verlangte der Oberst.

„N-nein, bitte, da-das kann ich nicht“, stammelte sie. „Larifari! Was soll diese Narretei? Wenn im Zusammenspiel mit Jane deine Finger so flink über die Tasten fliegen, mußt du es auch allein können, und es ist wohl verständlich, daß deine Mutter und ich das hören wollen. Wir wollen wissen, wie es um deine Fortschritte steht. Keine Dummheiten jetzt, wenn ich bitten darf. Spiel etwas, irgendwas… und wenn es noch so simpel ist.“

„Ach bitte, P-Papa, zwing mich nicht…“

„Bist du ein Mensch oder ein Wurm?“ donnerte der Oberst. Er schlug mit der Faust auf den Klavierdeckel, daß es nur so dröhnte und die Noten durch die Luft flogen. „Genug von dieser lächerlichen Ziererei. Ich verlange, daß du spielst.“

„Komm, James, wenn das Kind gerade jetzt nicht allein…“ rief Mrs. Campbell aus dem Nebenzimmer, aber es war schon zu spät: Rachel war tränenüberströmt und mit blutender Nase aus dem Wintergarten geflüchtet, während Jane

> mit finsterem Gesicht vor dem Oberst stehen blieb. (S. 75)

Zu Rachels Glück gelingt es Jane, mit Geschick und Klugheit den Oberst dahingehend zu beeinflussen, Rachel mehr Freiheiten zu geben und sie weniger einzuschüchtern, was sich positiv auf ihre Sprechbehinderung auswirkt.

Jane fühlt sich bei den Campbells immer stärker heimisch, und Rachel blüht langsam aber sicher auf. Aber Jane weiß, dass ihnen Beiden ein völlig verschiedenes Schicksal bevorsteht: Rachel wird dank ihrer großzügigen Mitgift einen vernünftigen Ehemann finden, während sich Jane ihren Lebensunterhalt als eine von den Launen ihrer Arbeitgeber vollständig abhängige Gouvernante verdienen werden muss, ein Schicksal, vor dem ihr jetzt schon graut.

> Warum, dachte Jane, stehen uns, wenn wir das Mißgeschick hatten, als Mädchen zur Welt zu kommen, nur diese beiden Möglichkeiten offen? Jungen können sich fürs Heer entscheiden, für die Marine, für die Kirche, für Jura, Me-

> dizin oder Politik. Sie können Geschichtsbücher schreiben, können Maler oder Musiker werden. Mädchen dagegen können offenbar nur Mütter werden oder Lehrerinnen, nur diese Zukunft räumt man ihnen ein. Oder sie werden alte Jungfern wie Tante Hetty, und was um Himmels willen soll aus Tante Hetty werden, wenn Großmama stirbt? An ihre Zukunft darf ich gar nicht denken. Ich kann nur hoffen, daß ich inzwischen Gouvernante in einer vornehmen Familie geworden bin, damit ich ihr hin und wieder etwas zukommen lassen kann. Jane fröstelte ein wenig. (S. 89)

Leider wandelt sich die Lage im Haus der Campbells nicht zum Besseren, als Mrs. Campbells steinalte, verwitwete Mutter Mrs. Fitzroy samt ihrem Papagei einzieht. Mrs. Fitzroy ist unglaublich eingebildet und kritisiert jedermann, insbesondere natürlich Jane.

Auch der Oberst ist konsterniert über den Logierbesuch.

Seiner Frau gegenüber äußerte der Oberst sogar, welch Glück die kleine Freundin für Rachel sei. „Da können sie sich gegenseitig trösten, wenn der alte Drache sich mal wieder besonders teufelsmäßig aufführt."

Damit tat er allerdings Mrs. Fitzroy Unrecht. Als alten Drachen hätte man sie beim besten Willen nicht bezeichnen können. Ihre Stärke war das Verspritzen von süßem Gift, das sie ihren Opfern tropfenweise beibrachte. „Mein liebes Kind! Dreh dich einmal um. Dein Unterrock! Dein Kragen! Seit wann hast du dieses Taschentuch? Es ist eine Schande. Und dieses strähnige Haar… Ich bitte dich, steh ein wenig gerader, und stell die Füße zusammen, wenn ich mit dir spreche. So, und jetzt sag ein Kirchenlied auf. Anmut und gute Umgangsformen sind so überaus wichtig. Ich bitte dich, versuche doch wenigstens in Ansätzen, auszusehen wie eine junge Dame aus gutem Hause und nicht wie ein armes Waisenkind."

All dies wurde mit hoher, durchdringender Stimme geäußert. Leider war

> Oberst Campbells Schwerhörigkeit kein Schutz gegen den Wortschwall seiner Schwiegermutter, denn Mrs. Fitzroy besaß eins dieser schrillen, schallenden Organe, die einem, wie er klagte, „durch den Kopf gehen wie eine verwünschte Stimmgabel“. Noch drei Zimmer weiter konnte er sie deutlich hören – und ihr vermaledeites Federvieh auch. (S. 97)

Wie der englische Untertitel von *Jane Fairfax* verrät, ist Jane eine Nebenfigur in Jane Austens bekanntem Roman *Emma* (1815). Emma Woodhouse ist darin trotz ihrer zentralen Rolle eine nicht übermäßig sympathische junge Frau; ganz offensichtlich hat sich die Autorin sehr viel stärker mit Jane identifiziert.

Joan Aiken hat nun diese Jane zur Hauptfigur ihres Romans gemacht, indem sie deren gesamte Vorgeschichte erzählt, von der Kindheit bis zur Verheiratung, wobei die Handlung des letzten Teils der von *Emma* folgt, jedoch aus einer anderen Perspektive erzählt.

Joan Aiken gelingt es bewundernswert gut, sich in die Mentalität der Menschen

des frühen neunzehnten Jahrhundert hineinzudenken sowie den Stil ihres Vorbildes zu treffen, weshalb *Jane Fairfax* eine ausnehmend unterhaltsame, amüsante und bewegende Lektüre darstellt. Mit Ironie geht die Autorin sparsam um; dafür legt sie ihren Schwerpunkt auf herzerwärmende und dramatische Liebesgeschichten.

Es geht übrigens, wie bei Jane Austen, alles gut aus: Rachel, Jane, Emma und zwei weitere, oben nicht erwähnte Frauen, finden geeignete, verständnisvolle Ehepartner. Und zwei ausgesprochen bösartige alte Frauen verbessern diese Welt, indem sie das Zeitliche segnen, was keinen schriftstellerischer Kniff darstellt, sondern in Anbetracht der damaligen medizinischen Möglichkeiten der natürliche Lauf der Welt war.

Kieseritzky:
Die ungeheuerliche
Ohrfeige
dtv/Klett-Cotta

Ingomar von Kieserlitzky [1944–2019]

***Die ungeheuerliche Ohrfeige oder Szenen aus der Geschichte der Vernunft* (1981)**
dtv 11 336 (TB 226 S./DM 9,80)
München 1991
Genre: Satire

Phanton, unser Lehrer, war ein kleiner, fürchterlicher, furchtsamer Mann mit roten Haaren, äußerst abergläubisch, gallig im Umgang mit Schülerrohstoff, lasziv zu Frauen und von peinlicher Pünktlichkeit.

Sommers fand das Unterrichten, Belehren, Einhämmern und -bleuen in einem sandigen Tal nahe Janina statt, winters reiste er stets nach Ägypten, um an kleineren Zauberkursen teilzunehmen, die leider nie sehr erfolgreich waren. (Phanton als Phanton brachte es lediglich zu anspruchslosen Windturbulenzen in geringen Höhen, mit geringer Kraft, konnte aber mit Hilfe imaginärer oder tatsächlicher Ohrfeigen jedes noch so widerspenstige oder blöde Gehirn zur Einsicht bringen.)

> Denkt nicht, sagte Phanton zu meinen Freunden Kabes und Ploikos, wie zu einem Knaben namens Hedron und mir (Kritos), daß ihr denkt, oder wenn ihr denkt, ihr dächtet schon, dann seid ihr an der Peripherie; wie überhaupt das Denken überschätzt wird, wenn es an die sogenannten großen Fragen geht – es gibt nämlich keine großen oder ungelösten Fragen. (S. 7)

Kritos, ein Philosophie-Schüler im alten Griechenland, berichtet uns über die Eigenheiten seine Lehrers Phanton.

> Die Philosophie z.B., sagte Hedron eines Tages, ist sie nicht der kontinuierliche Diskurs über letzte Fragen?
>
> Da unterbrach Phanton seinen kreisförmigen Gang, seine Haare sträubten sich, und er gab Hedron eine Ohrfeige.
>
> Dies war eine Zäsur; Hedron sah offensichtlich sofort ein, daß Philosophie kein kontinuierlicher Diskurs über letzte Fragen war, Phanton sah sofort ein, wie wirkungsvoll eine Ohrfeige im rechten Augenblick ist, und wir sahen dieses

Beispiel ein, so daß allen gedient war. (S. 7f)

Der Lehrer Phanton beweist seinen Schülern mit handfesten Argumenten, dass eine Ohrfeige jedem noch so klugen Gedanken an Schlagkraft überlegen ist.

In zahlreichen kurzen Kapiteln vertieft der Autor in *Die ungeheuerliche Ohrfeige* seine Ansicht über die Philosophie, dass sie nämlich im praktischen Leben nicht anzuwenden ist und höchstens zur Rechtfertigung der Machtausübenden dienen kann.

Ingomar von Kieserlitzky erzählt mit spitzer Feder und in einem ausgefeilten Stil; allerdings braucht der Leser auch ein gerütteltes Maß an Standfestigkeit, um das Werk durchzustehen.

GERHART
HAUPTMANN
VOR
SONNENAUFGANG

*Hauptmann, Gerhart: Vor Sonnenaufgang

Gerhart Hauptmann [Gerhart Johann Robert Hauptmann, 1862–1946]
***Vor Sonnenaufgang* (1889)**
Ullstein 23 564 (TB 124 S./DM 7,80)
Berlin 1997
Genre: Drama

MIELE. Bitte! Ich werde den Herrn Inschinnär glei ruffen. Wolln Sie nich Platz nehmen?!

Die Glastür zum Wintergarten wird heftig aufgestoßen; ein Bauernweib, im Gesicht blaurot vor Wut, stürzt herein. Sie ist nicht viel besser als eine Waschfrau gekleidet. Nackte rote Arme, blauer Kattunrock und Mieder, rotes punktiertes Brusttuch. Alter: Anfang Vierzig – Gesicht hart, sinnlich, bösartig. Die ganze Gestalt sonst gut konserviert.

FRAU KRAUSE *schreit.* Ihr Madelü .. . Richtig! . .. Doas Loster vu Froovulk! . .. Naus! mir gähn nischt! . .. *Halb zu Miele, halb zu Loth.* A koan orbeita, a hoot Oarme. Naus! hier gibbt's nischt! (S. 7)

Wir befinden uns auf einem begüterten Bauernhof in Schlesien. Der Besitzer heißt Krause und ist in zweiter Ehe verheiratet. Von seinen Töchtern Martha und Helene aus erster Ehe ist Martha mit dem auswärtigen Ingenieur Hoffmann verheiratet. Martha erwartet gerade ihr zweites Kind und liegt daher nicht auf dem Gut ihres Mannes, sondern auf dem elterlichen Hof zu Bett. Die jüngere Tochter Helene ist noch ledig, aber mit Wilhelm Kahl, dem Neffen von Frau Krause, quasi verlobt.

Das Hausmädchen Miele kündigt Alfred Loth an, einen früheren Studienfreund von Hoffmann, der wegen politischer Umtriebe im Gefängnis saß. Hoffmann dagegen ist von seinen sozialistischen Hirngespinsten vollkommen kuriert.

> HOFFMANN. […] Wenn ich jetzt doch immerhin ein vorurteilsloser, aufgeklärter Mensch bin, dann verdanke ich das, wie ich gar nicht leugne, den Tagen unseres Umgangs. – Natürlicherweise! – Ich bin der letzte, das zu leugnen. – Ich bin überhaupt in <u>keiner</u> Beziehung Unmensch. Nur muß man nicht mit dem

> Kopfe durch die Wand rennen wollen. – Man muß nicht die Übel, an denen die gegenwärtige Generation leider Gottes krankt, durch noch größere verdrängen wollen; man muß – alles ruhig seinen natürlichen Gang gehen lassen. Was kommen soll, kommt! Praktisch, praktisch muß man verfahren! Erinnere dich! Ich habe das früher gerade so betont, und dieser Grundsatz hat sich bezahlt gemacht. – Das ist es ja eben. Ihr alle – du mit eingerechnet! –, ihr verfahrt höchst unpraktisch. (S. 13f)

Der überaus eloquente Hoffmann windet sich bei dem Versuch, Loth gegenüber seinen Sinneswandel zu rechtfertigen, was diesen jedoch nicht überzeugt. Erstens würde Loth niemals von seinen menschenfreundlichen Überzeugungen lassen, und zweitens ist es nur zu offensichtlich, dass Hoffmann hier in Schlesien auf eine Goldader gestoßen und reich geworden ist: Er hat den hiesigen Bauern die Schürfrechte für Kohle gegen einen unglaublich geringen Betrag abgekauft. Die Bauern fühlen sich im

Nachhinein betrogen, können aber nichts gegen Hoffmann unternehmen.

> HOFFMANN. […] Ich bin der letzte, der es an Mitleid mit dem armen Volke fehlen läßt, aber wenn etwas geschieht, dann mag es von oben herab geschehen! Es muß sogar von oben herab geschehen, das Volk weiß nun mal nicht, was ihm not tut – das Von-unten-herauf, siehst du, das eben nenne ich das Mit-dem-Kopf-durch-die-Wand-Rennen. (S. 15)

Hoffmann heuchelt Mitleid mit den Bergarbeitern, die unter Lebensgefahr arbeiten müssen, um gerade noch sich und ihre Familie am Leben erhalten zu können, aber eine Revolution von unten lehnt er strikt ab. Nein, eine Verbesserung der Lebensverhältnisse müssen von oben her geschehen, am besten wohl von Leuten wie ihm selbst.

Loth dagegen weiß genau, wie es um das einfache Volk steht. Er ist hierher in das Dorf Witzold gekommen, um die Lebensverhältnisse und das Leid der Werktätigen für eine spätere Publikation zu studieren.

LOTH. Ganz besonders – muß ich dir sagen – regten sie sich über etwas auf: sie rechneten sich vor, welch ein enormes Geschäft in Kohlen du jetzt machtest, und nannten dich einen . . . na, schmeichelhaft war es eben nicht für dich. Kurz gesagt, sie erzählten, du hättest die hiesigen dummen Bauern beim Champagner überredet, einen Vertrag zu unterzeichnen, in welchem dir der alleinige Verschleiß aller in ihren Gruben geförderter Kohle übertragen worden ist gegen eine Pachtsumme, die fabelhaft gering sein sollte. (S. 18)

Hoffmanns Schwager in Spe, Wilhelm Kahl, ist sowohl ein außerordentlich beschränkter Mensch als auch ein passionierter Jäger, der nicht einmal davor zurückschreckt, auf angebundene Tauben oder unwillige Dienstboten zu schießen. In seiner Gegenwart ereifert sich Loth über das Jagdunwesen.

LOTH. Die ganze Jagd ist ein Unfug.
HOFFMANN. Aber ein unausrottbarer. Da werden zum Beispiel eben jetzt wie-

der fünfhundert lebende Füchse gesucht; alle Förster hierherum und auch sonst in Deutschland verlegen sich aufs Fuchsgraben.

LOTH. Was macht man denn mit den vielen Füchsen?

HOFFMANN. Sie kommen nach England, wo sie die Ehre haben, von Lords und Ladys gleich vom Käfig weg zu Tode gehetzt zu werden.

LOTH. Muhammedaner oder Christ, Bestie bleibt Bestie. (S. 30f)

Weiterhin empört sich der absolute Abstinenzler Loth über den allgegenwärtigen Alkoholmissbrauch. Dass Hoffmann regelmäßig trinkt, das hat er schon bemerkt; aber dass dessen Schwiegervater und dessen Frau hoffnungslose Alkoholiker sind, das ist ihm bisher noch entgangen.

LOTH. […] Mir ist noch gerade in Erinnerung, was ein gewisser Everett über die Bedeutung des Alkohols für die Vereinigten Staaten gesagt hat. – Notabene, es bezieht sich auf einen Zeitraum von zehn Jahren. Er meint also: Der Al-

kohol hat direkt eine Summe von drei Milliarden und indirekt von sechshundert Millionen Dollars verschlungen. Er hat dreihunderttausend Menschen getötet, hunderttausend Kinder in die Armenhäuser geschickt, weitere Tausende in die Gefängnisse und Arbeitshäuser getrieben, er hat mindestens zweitausend Selbstmorde verursacht. Er hat den Verlust von wenigstens zehn Millionen Dollars durch Brand und gewaltsame Zerstörung verursacht, er hat zwanzigtausend Witwen und schließlich nicht weniger als eine Million Waisen geschaffen. Die Wirkung des Alkohols, das ist das Schlimmste, äußert sich sozusagen bis ins dritte und vierte Glied. – Hätte ich nun das ehrenwörtliche Versprechen abgelegt, nicht zu heiraten, dann könnte ich schon eher trinken, so aber … meine Vorfahren sind alle gesunde, kernige und, wie ich weiß, äußerst mäßige Menschen gewesen. Jede Bewegung, die ich mache, jede Strapaze, die ich überstehe, jeder Atemzug gleichsam führt mir zu Gemüt, was ich ihnen verdanke. Und dies, siehst du, ist

der Punkt: ich bin absolut fest entschlossen, die Erbschaft, die ich gemacht habe, ganz ungeschmälert auf meine Nachkommen zu bringen. (S. 35)

Loth betont, dass er für den unwahrscheinlichen Fall, dass er sich verheiraten werde, darauf bestehen werde, dass seine Frau ebenso wie er selbst ihr Erbgut durch Abstinenz rein erhalten hat.

Im Folgenden schildert er ein ganz besonders grässliches Beispiel eines absolut vertierten Alkoholikers, das er im hiesigen Wirtshaus beobachtet hat.

LOTH. […] Zum Beispiel hier in dem Wirtshaus, wo ich abstieg, bevor ich zu dir kam, da saß ein Kerl so: *Er stützt beide Ellenbogen auf den Tisch, nimmt den Kopf in die Hände und stiert auf die Tischplatte.*

HOFFMANN. Wirklich? *Seine Verlegenheit hat den höchsten Grad erreicht; Trau Krause hustet, Helene starrt noch immer auf Kahl, welcher jetzt am ganzen Körper vor innerlichem Lachen bebt, sich aber*

doch noch so weit bändigt, nicht laut herauszuplatzen.

LOTH. Es wundert mich, daß du dieses – Original, könnte man beinahe sagen, noch nicht kennst. Das Wirtshaus ist ja gleich hier nebenan das. Mir wurde gesagt, es sei ein hiesiger steinreicher Bauer, der seine Tage und Jahre buchstäblich in diesem selben Gastzimmer mit Schnapstrinken zubrächte. Das reine Tier ist er natürlich. Diese furchtbar öden, versoffenen Augen, mit denen er mich anstierte.

Kahl, der bis hierher sich zurückgehalten hat, bricht in ein rohes, lautes, unaufhaltsames Gelächter aus, so daß Loth und Hoffmann, starr vor Staunen, ihn anblicken. (S. 38f)

Ausgenommen Loth weiß jedermann in der Runde, dass jener versoffene Bauer, den er im Wirtshaus beobachtet hat, just Hoffmanns Schwiegervater ist. Die Runde beherrscht sich, so gut sie kann, nur Kahl lacht aus vollem Hals.

Später unterhält sich Loth mit Helene. Die jüngere Tochter des Hauses war längere

Zeit auswärts in einer Schule, hat Bildung und Charakter erlangt und schämt sich der häuslichen Verhältnisse. Sie sympathisiert eindeutig mit Loths pazifistischen Ansichten.

HELENE. Wenn ich Sie nur besser . . . welche Verhältnisse nennen Sie zum Beispiel verkehrt?

LOTH. Es ist zum Beispiel verkehrt, wenn der im Schweiße seines Angesichts Arbeitende hungert und der Faule im Überflusse leben darf. – Es ist verkehrt, den Mord im Frieden zu bestrafen und den Mord im Krieg zu belohnen. Es ist verkehrt, den Henker zu verachten und selbst, wie es die Soldaten tun, mit einem Menschenabschlachtungs-Instrument, wie es der Degen oder der Säbel ist, an der Seite stolz herumzulaufen. Den Henker, der das mit dem Beile täte, würde man zweifelsohne steinigen. Verkehrt ist es dann, die Religion Christi, diese Religion der Duldung, Vergebung und Liebe, als Staatsreligion zu haben und dabei ganze Völker zu vollendeten Menschenschläch-

> tern heranzubilden. Dies sind einige unter Millionen, müssen Sie bedenken. Es kostet Mühe, sich durch alle diese Verkehrtheiten hindurchzuringen; man muß früh anfangen. (S. 53f)

Frau Krause hat eine Dienstmagd mit einem Knecht erwischt und will eine solche Unzucht in ihrem Haus nicht dulden. Helene erzwingt das Bleiben der Magd, indem sie ihre Stiefmutter darauf hinweist, dass sie selbst mit ihren Neffen Kahl, Helenes Zukünftigem, ins Bett steigt. Die Magd ist jedoch so angewidert von den Verhältnissen auf dem Krause-Hof, dass sie freiwillig geht.

Hoffmann hat geglaubt, durch Freundlichkeit Loth davon abhalten zu können, ausgerechnet über die Bergarbeiter in seinem Bezirk zu schreiben. Als er merkt, dass er Loth von dessen Vorhaben nicht abbringen kann, lässt er die Maske fallen.

> HOFFMANN. […] Meinst du vielleicht, ich wüßte nicht, daß solche sogenannte Arbeiten nichts als schamlose Pamphlete sind? … Solch eine Schmähschrift willst du schreiben, und zwar über un-

seren Kohlendistrikt. Solltest du denn wirklich nicht begreifen, wen diese Schmähschrift am allerschärfsten schädigen müßte? Doch nur mich! – Ich sage: man sollte euch das Handwerk noch gründlicher legen, als es bisher geschehen ist, Volksverführer! die ihr seid. Was tut ihr? Ihr macht den Bergmann unzufrieden, anspruchsvoll, reizt ihn auf, erbittert ihn, macht ihn aufsässig, ungehorsam, unglücklich, spiegelt ihm goldene Berge vor und grapscht ihm unter der Hand seine paar Hungerpfennige aus der Tasche. (S. 81)

Mittlerweile hat sich zwischen Loth und Helene eine innige Seelenverwandtschaft und eine starke Zuneigung entwickelt.

LOTH. So mit dir sterben!

HELENE, *mit Inbrunst.* Leben! . . . *Sie löst sich aus seinen Armen.* Warum denn jetzt sterben? . . . jetzt . . .

LOTH. Das mußt du nicht falsch auffassen. Von jeher berausche ich mich … besonders in glücklichen Momenten be-

rausche ich mich in dem Bewußtsein, es in der Hand zu haben, weißt du!

HELENE. Den Tod in der Hand zu haben?

LOTH, *ohne jede Sentimentalität.* Ja! und so hat er gar nichts Grausiges, im Gegenteil, so etwas Freundschaftliches hat er für mich. Man ruft und weiß bestimmt, daß er kommt. Man kann sich dadurch über alles mögliche hinwegheben, Vergangenes – und Zukünftiges . . . *Helenens Hand betrachtend.* Du hast eine so wunderhübsche Hand. *Er streichelt sie.* (S. 92)

Loth schwört auf Helenes Drängen hin Ewige Liebe. Er muss allerdings gestehen, dass Helene nicht seine erste Verlobte ist, und dass er durchaus noch weitere Frauen gekannt hat. Helene wiederum offenbart, dass sie keine Jungfrau mehr ist. Loth ist erschüttert, hält aber an Helene fest.

Doch dann erscheint Dr. Schimmelpfenning, der sich als früherer Studienkollege von Loth entpuppt. Schimmelpfennig hält mit grausigen Offenbarungen über die De-

generation der hiesigen Dörfler nicht zurück.

> LOTH. Ich möchte die hiesigen Verhältnisse studieren.
>
> DR. SCHIMMELPFENNIG, *mit gedämpfter Stimme.* Idee! *Noch leiser.* Da kannst du bei mir auch Material bekommen.
>
> LOTH. Freilich, du mußt ja sehr unterrichtet sein über die Zustände hier. Wie sieht es denn so in den Familien aus?
>
> DR. SCHIMMELPFENNIG. E-lend! .. . durchgängig . . . Suff! Völlerei, Inzucht, und infolge davon – Degenerationen auf der ganzen Linie. (S. 109)

Loth erfährt von Schimmelpfenning, dass der versoffene Alte, den er im Wirtshaus sah, Helenes Vater ist; dass Helenes Schwester ein alkoholkrankes Kind zu Welt brachte; dass es Helenes Schwager Hoffmann war, der sie entjungferte.

Loth sucht so schnell wie möglich das Weite, ungeachtet aller Eide, und das noch bevor er erfährt, dass Martha von einem toten Kind entbunden wurde. Er schreibt Helene eilends einen Abschiedsbrief und be-

gibt sich dann in Dr. Schimmelpfennigs Haus, von wo aus er am frühen Morgen abreisen will – sicherlich zur allergrößten Erleichterung von Hoffmann.

Als Helene von Loths Flucht erfährt, nimmt sie einen Hirschfänger an sich und zieht sich in ihr Zimmer zurück. Ebendahin begibt sich wenig später die Magd Miele und verlässt es wieder unter grässlichen Schreien. Was sich in dem Zimmer zugetragen hat, wird nicht geschildert, aber der Leser kann sich denken, dass ein Selbstmord mittels Hirschfänger eine blutige und schmerzhafte Todesart ist, auf die man nur in höchster Bedrängnis zurückgreift.

Etwa zur gleichen Zeit kehrt der Vater heim, der offenbar noch in der Lage ist, selbstständig zu gehen.

> [BAUER. …] Dohie hä? Hoa iich nee a poar hibsche Tächter? (S. 124)

Ende.

Vor Sonnenaufgang wurde 1889 am Lessing-Theater in Berlin uraufgeführt. Es stellte nicht nur den Beginn des Naturalismus am Theater und den Anfang der Karriere

von Gerhart Hauptmann dar, sondern rief auch einen handfesten Skandal hervor.

Das Drama verfolgt den Zweck, das Elend derjenigen, die mit ihrer Hände Arbeit Werte schaffen und dafür unzureichend entlohnt werden, und die Prasserei der untätigen Parasiten, die die Werktätigen ausbeuten, klar und drastisch darzulegen sowie mit allen Mitteln vor den Gefahren des Alkoholismus zu warnen.

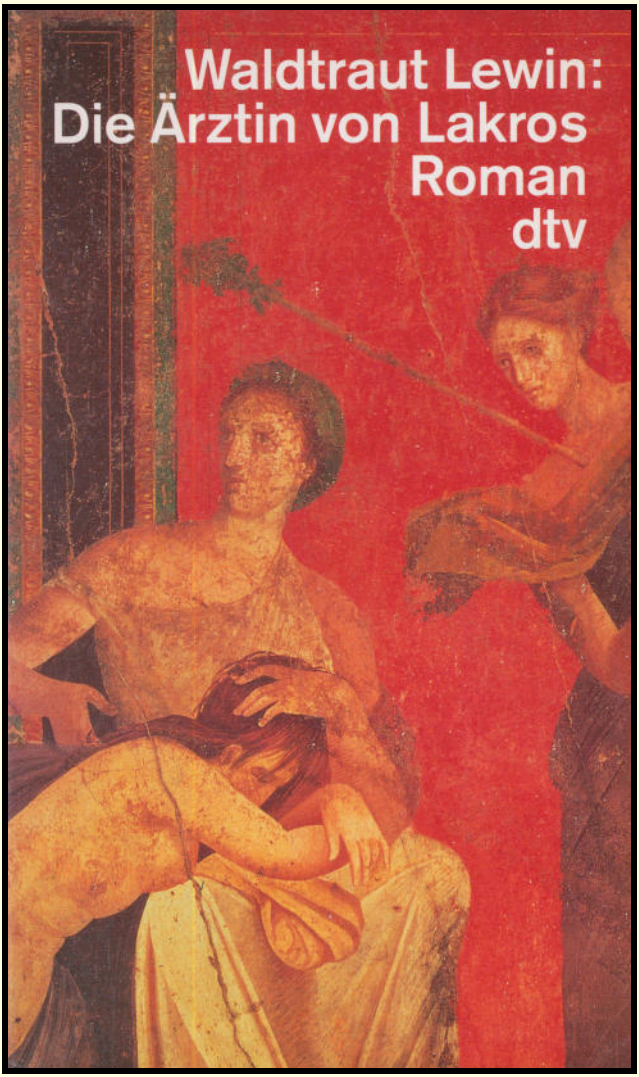
Um sein Ziel zu erreichen, steigert Hauptmann die Dramatik bis zum Äußersten und überzeichnet seine Figuren nach Kräften. Gerade in der zweiten Hälfte nähert sich das Stück auffallend dem Melodrama und dem Kolportageroman.

Die negativen Figuren wie das Bauernehepaar oder der Jäger sind grotesk in ihrer Verdorbenheit und Nichtswürdigkeit, aber auch die scheinbaren Helden Dr. Schimmelpfennig und Loth offenbaren ihre Schwächen: Obwohl der Arzt tüchtig und hilfsbereit ist, will er doch vor Ort so viel Geld wie nur möglich scheffeln, um sich dann in bessere Gefilde abzusetzen; das Los der Elenden verbessern zu wollen, kommt dem ehemaligen Idealisten nicht mehr in den

Sinn. Loth ist angetreten, für die verelendeten Bergarbeiter zu kämpfen, aber als er persönlich mit der ebenso verderblichen wie erblichen Gefahr der Degeneration konfrontiert wird, hat er nichts Besseres zu tun, als die Reinheit seiner Rasse zu retten und das Weite zu suchen. Von dem zum Oberausbeuter konvertierten ehemaligen Idealisten Hoffmann braucht man gar nicht zu reden.

Gerhart Hauptmann setzt jedes Mittel ein, das ihm zur Hand ist, um die Effektivität seines Dramas im Hinblick auf Aufklärung und Erschütterung zu steigern – was ihm ganz ohne Zweifel auch bestens gelingt.

Zur Sprache des Dramas sei noch gesagt, dass Loth, Hoffmann, Helene und Dr. Schimmelpfennig Hochdeutsch reden, die übrigen Figuren, Bauern wie Bedienstete, sich jedoch im breiten Schlesisch ergehen. Hauptmann hat diesen Dialekt leider auf eine Weise verschriftlicht, die für den Leser oftmals nur mit größter Mühe verständlich ist beziehungsweise deren Sinn bisweilen gar nicht erfasst werden kann, was bei gesprochenem Schlesisch nicht der Fall ist.


Waldtraut Lewin:
Die Ärztin von Lakros
Roman
dtv

*Lewin, Waldtraut: Ärztin von Lakros

Waldtraut Lewin [1937–2017]
***Die Ärztin von Lakros* (1977)**
dtv 12 023 (TB 290 S./DM 12,90)
München 1995
Genre: Historisch-phantastischer Roman

Im Jahr der Einführung eines neuen Kalenders in Rom durch den Diktator Gaius Julius Cäsar fand ein lakrischer Hirt bei der Suche nach runden Steinen für seine Schleuder einen metallisch schimmernden, faustgroßen Erzklumpen, den er, da alles Land sowieso dem König gehört, er andererseits aber auch auf eine Belohnung hoffte, sogleich zu dem Wahren und Alleinigen Herrscher über Lakros und die umliegenden Archipele, dem Fast Göttlichen Basileus Sesostris, trug.

Sesostris sperrte den Hirten unverzüglich ein, nachdem er sich vergewissert hatte, daß niemand sonst die Fundstelle kannte, und ließ mit dem schnellsten der fünf Schiffe, aus denen die königli-

> che Flotte bestand, einen ägyptischen Bergbauexperten aus Alexandria holen.
>
> Der Montaner ließ mit Grabungen beginnen, wobei man zunächst auf ansehnliches Kupfererz stieß. Am siebenten Tag fand man die Goldader. Sie war dick wie der Arm eines Mannes und so beschaffen, daß sich nach Aussage des Ägypters mit dem Gold, das in Lakros unter der Erde liege, die ganze Oberfläche der Insel zudecken lasse. (S. 7)

Die unabhängige, aber zum griechischsprechenden Teil des Mittelmeers gehörige Insel Lakros wird von dem Fast Göttlichen Basileus Seostris regiert. Im Jahr 45 v. Chr. entdeckt man hier durch Zufall eine offenbar unerschöpfliche Goldader. Für die Insel ist das nicht nur ein Glück, denn einerseits gestaltet sich die Ausbeutung schwierig und erschöpft die Kräfte und die Gesundheit der Bevölkerung, die mit der Herstellung von Nahrungsmitteln nicht mehr zurecht kommt; und andererseits trachten die umliegenden Großmächte danach, das bislang unbedeutende Lakros unter ihre Kontrolle zu bringen.

Die Römer entsenden zwei ihrer geschicktesten Leute: Cäsar beauftragt einen seiner ganz speziellen Favoriten, den ausnehmend attraktiven Proprätor Gaius Arruntius, und der römische Geheimdienst den verschlagenen Ritter Marcus Cethegus.

Auf der Insel gibt es ein berühmtes Iatreion, eine Heilstätte, die bei Nierenerkrankungen schiere Wunder wirkt. Der Arzt Achillas hat einen Kräuterabsund ersonnen, der in Verbindung mit dem Wasser der Heiligen Quelle auch in schweren Fällen Heilung bringt. Nach seinem Tod hat seine Schülerin, die Ärztin Leukostris, die Leitung der Heilstätte übernommen. Sie ist der Archiater, der Leibarzt des Königs, und dient diesem überdies als wichtigster Berater in politischen Fragen.

Arruntius und Cethegus geben sich daher auf Anraten des römischen Legaten Publius Cäcilius Macer als Heilungssuchende aus, um nicht nur die Verhältnisse auf der Insel unauffällig erkunden zu können, sondern auch Leukostris für sich zu gewinnen.

„[…] Die leidige Vergangenheit ist mir oft hilfreich dabei. Ich weiß und kenne viel… Aber dessenungeachtet. Ich habe meine Instruktionen, und ich unterstehe Ihnen.“

„Umschreibe unsere Aufgabe.“

„Lakros ist dem Imperium Romanum auf unkriegerische Weise und ohne diplomatische Verwicklung einzugliedern.“

„Was weißt du von meiner Person?“

„Sie sind der Proprätor Gaius Arruntius, im Partherkrieg als junger Militärtribun an Cäsars Seite durch hervorragende Tapferkeit ausgezeichnet, jetzt offiziell als Privatmann unterwegs zur Heilquelle von Lakros.“ (S. 10)

Allerdings vertragen sich die beiden Spione nicht sonderlich gut, denn Arruntius verachtet Cethegus, den ehemaligen Sklaven und späteren Folterer der Gefangenen des Spartakus-Aufstands, der früher Charaimon hieß. Cethegus ist jedoch mit allen Wassern gewaschen und fühlt sich seinem Herrn sowohl geistig als auch moralisch weit überlegen.

Die erfahrene Leukostris erkennt mit einem Blick, dass die beiden Römer nicht krank sind.

Sie spricht das weiche, melodische Griechisch dieser Archipele, voll zärtlicher Kehllaute. Ihre Stimme ist sanft und tief. Erst als Cethegus, in tiefer Verbeugung versunken, ihr für ihre Mühe dankt und sie dabei mit Archiater anredet, begreift Gaius, wen er da vor sich hat: den Adepten des alten Arztes, den Besitzer des Heilabsuds, den Herrn des iatreion, den Leibarzt des Königs, die einflußreichste Person dieser Insel – eine Frau.

„Nehmen wir doch Platz!“ sagt sie und geht zum Tisch und tut es auch. Ihr Gang ist bemüht wie der von Leuten, die nicht zeigen wollen, daß ihnen die Bewegung schwerfällt. Die Riemen ihrer Sandalen haben sich tief in das Fleisch um ihre Knöchel eingegraben. Auch neigt sie zur Fülle.

Während man sich setzt, fährt sie fort: „Zwei Herren aus Rom, ist mir berichtet worden, M. Cethegus und G. Arruntius,

die unsere Quellen versuchen möchten.“ Sie mustert die beiden Gesichter. Ihre hellen Augen (von der unbestimmbaren Farbe zwischen Grau und Grün, wie sie das Meer an trüben Wintertagen hat) blicken scharf zwischen vielen Fältchen. Aber sie scheint nur ein Krankheitsbild erfassen zu wollen, keinen Menschen und sagt auch gleich: „Sie sehen nicht aus, als litten Sie an der Galle oder an der Niere.“ (S. 19)

Leukostris ist die einzige, die dem König die Wahrheit ins Gesicht sagen darf. Dieser wiederum durchschaut die republikanischen Ansichten seines Leibarztes.

„Ich verstehe alles. Ich kenne dich und sehe dir bis ins Herz. Mein Thron, und ob er fest steht, ist dir gleich. Du würdest mich verderben lassen, wenn du dadurch denen, die du das Volk von Lakros zu nennen beliebst, deinen dreckigen Hirten und Fischern, eine Ziege mehr in den Stall beschaffen könntest. Du hältst es mit denen. Aber denke ja

nicht, daß unter dem römischen Stiefel denen…“

Die Frau unterbricht ihn, indem sie ihm die Kugel in die Hand drückt wie einem Kind das Spielzeug und sich mit Mühe erhebt. „Sesostris, ich hasse die Römer so wie du. Mich geht dein Thron sowenig an wie die Ziegen der Leute, sondern einzig deine und ihre Krankheit oder Gesundheit. Allerdings weiß ich, daß ein König nicht sein kann ohne sein Volk, ein Volk aber sehr wohl ohne einen König…“ (S. 28f)

Dem attraktiven Arruntius gelingt es, Kreusa, die heranwachsende Tochter von Leukostris, für sich einzunehmen. Cethegus wiederum erschleicht sich das Vertrauen der Mutter, in der er Flavilla, eine Ärztin des Sklavenaufstands, erkannt haben will – was eine ideale Voraussetzung für eine Erpressung darstellt, denn dieses Verbrechen verjährt nicht und wird immer noch mit Kreuzigung bestraft.

Auf der kleinsten Insel von Lakros residiert in völliger Isolation der Fast Göttliche Aristeus, der jüngere Bruder von Seostris,

dem eigentlich die Thronfolge zugestanden hätte, da Seostris nur der Sohn einer Nebenfrau ist. Aber der König hat seinen Bruder kurzerhand entmannen und auf die winzige Insel verbannen lassen. Nur Kreusa darf ihn mit einem Boot besuchen, so dass sie Arruntius und Cethegus mit Aristeus bekannt machen kann – sicherlich würde der so schwer Gedemütigte die Ausbeutung der Goldader gegen den Thron eintauschen, mutmaßen die Römer.

Arruntius ist von solcher Leidenschaft zu Kreusa erfasst, dass er sie mit Unterstützung von Cethegus vergewaltigt. Die seelische Verwirrung der Beiden führt jedoch überraschenderweise zur großen Liebe, von der man allerdings nicht so recht weiß, wie tief und anhaltend und hintergedankenfrei sie ist.

Leukostris gehört der geheimen Heiligen Schwesternschaft der Guten Göttin an, für die regelmäßig Mysterienspiele abgehalten werden sollen. Bei der diesmaligen Festlichkeit soll auch Kreusa eingeführt werden, was allerdings Jungfräulichkeit voraussetzt.

Inmitten der maskierten Priesterinnen mit den nackten Brüsten steht schwankend mit nach oben verdrehten Augen die Initiantin, nur ein Hirschfell um die Hüften, eine weiße Binde um die Stirn geschlungen, in einen Tranceschlaf versetzt. Die Eingeweihten murmeln und summen, manche blasen auf Muscheln oder zirpen die Maultrommel, andere schreiten den heiligen Kreis um die Entrückte, wobei sie von Zeit zu Zeit deren Haare und Hände mit dem Wedel aus Schlangenhaut streifen, um die Tiefe des Schlafes zu prüfen. Die mit den weißschimmernden Augen rührt sich nicht anders als ein Baum, durch den der Wind fährt.

Im Hintergrund der Höhle auf einem Sitz aus Garben thront die Große Mutter, triefend von Fett und Balsam, den nackten Bauch, das Zentrum des Lebens, mit schöner Farbe verziert. Auf ihr Zeichen hin enden Reigen und Singsang, und sie beginnt.

„Die Hohen Schwestern des Bundes sind bei Neumond versammelt, um zu prüfen, ob Kreusa, Tochter der Einge-

> weihten“ (ein dumpfes „Huh“ der Frauen übertönt den Mysteriennamen, der so heilig ist, daß ihn die Große Mutter zwar aussprechen, aber ihn keiner vernehmen darf) „würdig und willens ist, zur Opfernden Priesterin der Guten Göttin für einen Jahresumlauf geweiht zu werden. Unsere Riten fordern von der Priesterin, daß sie sich bei Antritt ihres Amtes noch nicht mit einem Manne vermischt hat. Soll sie geprüft werden?“
>
> „Ich bürge“, sagt eine der Maskierten kurz, und die Große Mutter, im Schweigen der Würdenträgerinnen: „Deine Bürgschaft soll angenommen sein. […]“ (S. 106f)

Die völlig verstörte Kreusa versinkt in Ohnmacht, und die Zeremonie muss abgebrochen werden.

Cethegus, der geradezu besessen davon ist, auch noch den letzten entflohenen Sklaven seiner Strafe zuzuführen, wird von den Geistern der Toten heimgesucht.

> Ganze Heere von Toten, die sich weigern, tot zu sein, mischen sich in die

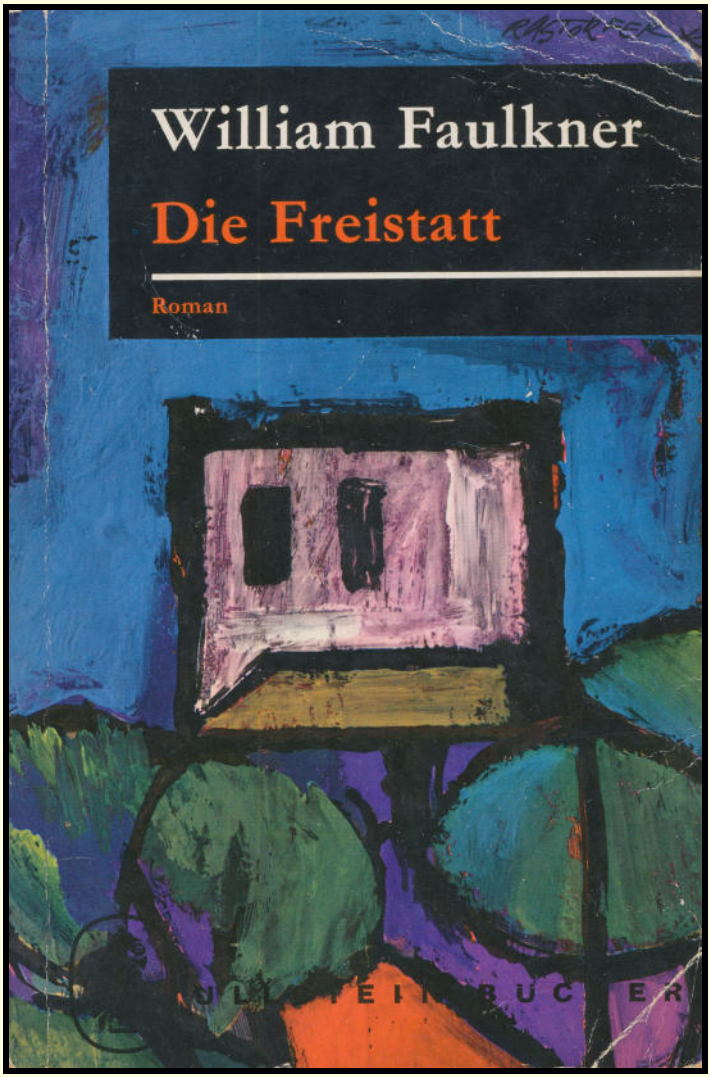
> Sachen der Lebenden ein, Gepfählte, Gekreuzigte, zuschanden Gegeißelte, auf Scheiterhaufen Verkohlte, von Pferden Zerrissene und auf Lanzen Gespießte, die die Requisiten ihres Endes mit sich herumschleppen, wollen immer noch ein Wörtchen mitreden, wenn ihre Sache auf Erden so oder so zur Sprache kommt. Sie stärken plötzlich die Überlebenden, stehen ihnen unsichtbar zur Seite, reden aus ihrem Munde und machen sie wachsamer, als man es sich wünscht – einmal ganz abgesehen von direktem Eingreifen der Toten. (S. 111)

Arruntius und Cethegus haben zwar schon gute Vorarbeit geleistet, aber ihre Pläne sind noch weit davon entfernt, in die Realität umgesetzt zu werden. Der Legat drängt sie zu rascherem Handeln, und so wird eine fatale Kette von Ereignissen in Gang gesetzt.

Am Ende sind der König und sein Bruder tot; Arruntius gibt Kreusa fälschlicherweise als Tochter und Erbin des Königs aus und heiratet sie; die Goldader ist dank der Gebete zum Gott Hermes versiegt; die Groß-

mächte ziehen ab und müssen ihre teuren Investitionen – sie haben die Schulden des Königs übernommen – abschreiben; Arruntius und Kreusa segeln als Ehepaar nach Rom; Cethegus nimmt Gift; Kreusas jugendlicher Freund Nikos bleibt traurig zurück; die Insel verwaltet sich von nun an selbst.

Die Ärztin von Lakros glänzt durch eine hervorragende, anspruchsvolle und gefällige Sprache, die allein schon die Lektüre zu seinem besonderen Vergnügen macht. Dazu kommen ein stimmungsvolles Ambiente, hinterhältige Intrigen und ein Eintreten für die Belange der einfachen Menschen. Besonders hervorzuheben sind die interessanten, tiefgründigen Figuren, von denen auch oder gerade die Schurken zu faszinieren wissen. Vorsichtig gesetzte phantastische Elemente bilden die weiteren Glanzlichter des sehr empfehlenswerten Romans, dessen einzige Schwachstelle darin besteht, dass er ein wenig zu wortreich geraten ist.


William Faulkner
Die Freistatt
Roman

William Faulkner [William Cuthbert Falkner, 1897–1962]

Die Freistatt
***(Sanctuary,* 1931)**
Ullstein 00 087 (TB 172 S./DM 1,90)
West-Berlin 1960, 2. Auflage
Aus dem Amerikanischen von Herberth E. Herlitschka
Genre: Drama

Froschaug stand in der Tür. Sein Hut saß ihm schief ins Gesicht. Er nahm eine Zigarette aus der Tasche, ohne das Päckchen hervorzuziehn, kniff und rollte sie, steckte sie in den Mund und schnippte ein Streichholz am Daumennagel an. „Draußen vor'n Haus is'n Vojel", sagte er.

Die Frau sah sich nicht um. Sie wendete das Fleisch. „Was geht das mich an?" erwiderte sie. „Ich bedien Lees Kunden nich." „Er is'n Professer", sagte Froschaug.

Die Frau wandte sich um, eine Eisengabel noch in der Hand. Hinter dem Herd, im Schatten, stand eine Holzkiste. „Ein was!"

„Professer“, sagte Froschaug. „Er trägt ‘n Buch bei sich.“

„Was will der hier?“

„Weeß nich. Fiel mir jar nich ein, zu fragen. Vielleicht det Buch lesen.“

„Hierher is er gekommen?“

„Ich hab ‘n bei der Quelle jetroffen.“

„Hat er versucht, zum Haus herzufinden?“

„Weeß ich allens nich“, erwiderte Froschaug. „Fiel mir jar nich ein, ihn zu fragen.“ Die Frau sah ihn noch immer an. „Ich werd ihn uf’n Lastauto nach Jefferson spedieren“, setzte er hinzu. „Er sagt, det er hin will.“ (S. 10)

Die blutjunge Richterstochter Temple Drake fällt in die Hände einer Bande Schnapsbrenner; der impotente Froschaug vergewaltigt sie mit einem Maiskolben; Froschaug erschießt einen seiner Kumpane; er flieht mit Temple, die ihm verfallen ist, in ein Bordell nach Memphis; der schwarze Schnapsbrenner Goodwin wird für den Mord angeklagt und von dem naiven Rechtsanwalt Horace Benbow verteidigt; Goodwin wird infolge eines Meineides von

Temple zum Tod verurteilt; aber ein Lynchmob verbrennt ihn samt dem Gefängnis; Froschaug wird für einen Mord gehängt, den er nicht begangen hat; Temple kehrt zu ihrer Familie zurück.

William Faulkner, der Autor von *Die Freistatt,* erhielt 1949 den Nobelpreis und gilt als wichtigster amerikanischer Romancier der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts.

Er verfasste die erste Version von *Die Freistatt* bereits 1929. Nachdem diese von seinem Verleger als zu krass abgelehnt wurde, fertigte er eine neue, mildere Fassung an, die 1931 erschien und trotzdem einen Skandal auslöste. 1933 wurde der Stoff von Stephen Roberts unter dem Titel *The Story of Temple Drake* verfilmt; das Werk löste eine solche Empörung aus, dass sich der Dachverband der amerikanischen Filmproduktionsfirmen unter Federführung von Will H. Hays ein Jahr später den sogenannten „Hays Code“ gab, der zu moralischer Sauberkeit auf der Leinwand verpflichtete und erst 1967 wieder abgeschafft wurde.

Die vorliegende deutsche Fassung des berühmten Melodramas stammt von Her-

berth E. Herlitschka und ist leider nur schwer genießbar. Zum einen ist der Stil unbeholfen und abgehackt; zum anderen hat es dem Übersetzer gefallen, den Südstaatenslang der Figuren in einem undefinierbaren norddeutschen Dialekt wiederzugeben, was sehr deplatziert wirkt.

Hier folgt noch ein Beispiel dazu.

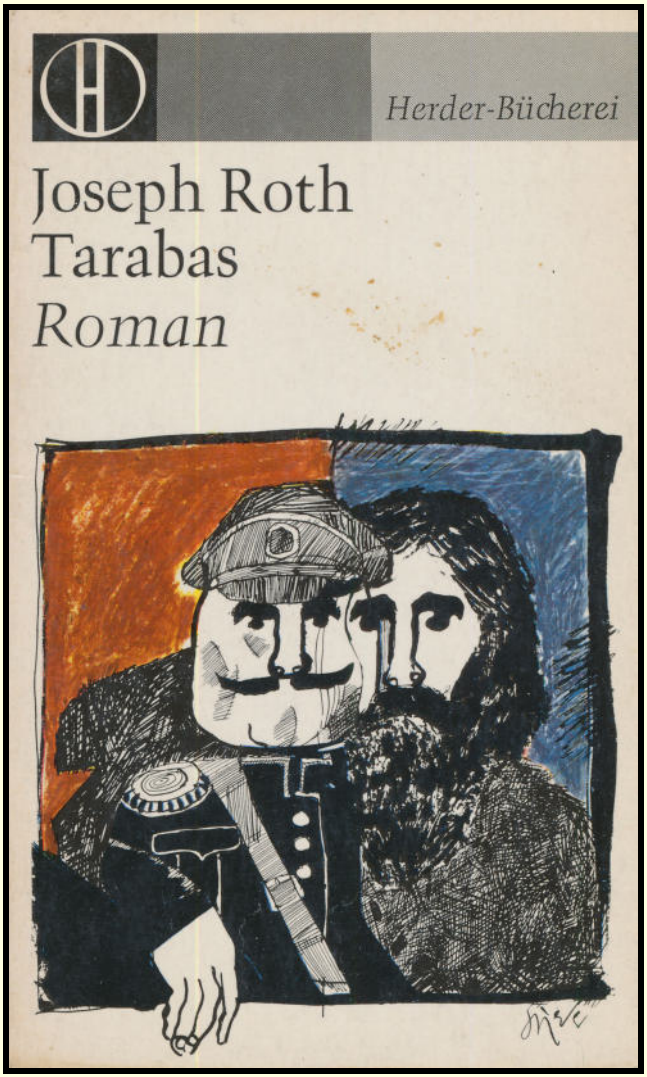
> „Se is hia irjenwo“, sagte er. Wieder sah er Tessie an. „Keene Not, daß Ihr Frau bang is. Lee wirdse wohl in de Stadt bringen, denk ich.“ (S. 27)

Im Original liest sich das anders.

> „She’s around somewher,“ he said. He looked at Temple again. „Hit aint no cause fer yo wife to fret,“ he said. „Lee’ll git you to town, I reckon.“

Am krassesten mutet allerdings an, dass der Übersetzer der Hauptfigur „Popeye“, benannt nach dem schlagwütigen Spinatmatrosen aus der Zeichenfeder von Elzie Crisler Segar, auf Deutsch den Namen „Froschaug“ verpasst hat.

Wenn man den Roman also genießen will, sollte man sich die Neuübersetzung von Hans Wollschläger im Diogenes Verlag aus dem Jahr 1973 zulegen.


Herder-Bücherei
Joseph Roth
Tarabas
Roman

*Roth, Joseph: Tarabas

Joseph Roth [Moses Joseph Roth, 1894–1939]
***Tarabas, ein Gast auf dieser Erde* (1934)**
Herder 258 (TB 172 S./DM 2,80)
Freiburg Basel Wien 1966
Genre: Drama

Im August des Jahres neunzehnhundertvierzehn lebte in New York ein junger Mann namens Nikolaus Tarabas. Er war der Staatsangehörigkeit nach Russe. Er entstammte einer jener Nationen, die damals noch der große Zar beherrschte und die man heute als „westliche Randvölker“ bezeichnet.

Tarabas war der Sohn einer begüterten Familie. Er hatte in Petersburg die Technische Hochschule besucht. Weniger aus echter Gesinnung als infolge der ziellosen Leidenschaft seines jungen Herzens schloß er sich im dritten Semester seiner Studien einer revolutionären Gruppe an, die sich einige Zeit später an einem Bombenattentat gegen den Gouverneur von Cherson beteiligte.

> Tarabas und seine Kameraden kamen vors Gericht. Einige von ihnen wurden verurteilt, andere freigesprochen. Zu diesen gehörte Tarabas. Sein Vater verwies ihn von Haus und Hof und versprach ihm Geld für den Fall, daß er sich entschlösse, nach Amerika auszuwandern. Der junge Tarabas verließ die Heimat, unbesonnen, wie er zwei Jahre vorher Revolutionär geworden war. Er folgte der Neugier, dem Ruf der Ferne, sorglos und kräftig und voller Zuversicht auf ein „neues Leben“. (S. 7)

Der junge, gebildete Nikolaus Tarabas stammt aus einem „westlichen Randvolk“ Russlands, wo sein Vater in in Koryla einen stattlichen Hof besitzt – allem Anschein nach handelt es sich bei dem Landstrich um die Ukraine. Tarabas hat sich in jugendlichen Überschwang an einer Revolution beteiligt und musste nach deren Niederschlagung nach New York fliehen.

> An einem schwülen Spätsommertag geriet er auf einen der fliegenden Jahrmärkte, die in New York nicht selten

sind. Er ging, ohne bestimmtes Ziel, von einem Zelt zum andern. Gegen wertloses Porzellan schleuderte er sinnlos hölzerne Kugeln, mit Flinte, Pistole und altertümlichem Bogen schoß er auf törichte Figuren und versetzte sie in törichte Bewegung, auf zahlreichen Karussells ließ er sich rundum treiben, rittlings auf Pferden, Eseln und Kamelen, auf einem Kahn fuhr er durch Grotten voll mechanischer Gespenster und düster gurgelnder Gewässer, auf einer Berg- und Talbahn genoß er die Ängste jäher Auf- und Abwärtsbewegung, und in den Schreckenskammern betrachtete er grausame Anomalien der Natur, Geschlechtskrankheiten und berühmte Mörder. Er blieb schließlich vor der Bude einer Zigeunerin stehn, die das Schicksal der Menschen aus den Händen zu weissagen versprach. Er war abergläubisch. Er hatte bis jetzt viele Gelegenheiten wahrgenommen, einen Blick in die Zukunft zu tun, Kartenleger und Sterndeuter befragt und sich selbst mit allerhand Broschüren über Astrologie, Hypnose, Suggestion beschäftigt.

> Schimmel und Schornsteinfeger, Nonnen, Mönche und Geistliche, denen er begegnete, bestimmten seine Wege, die Richtung seiner Spaziergänge und seine geringfügigsten Entschlüsse. Alten Frauen wich er am Morgen sorgfältig aus, ebenso rothaarigen Menschen. Und Juden, die er zufällig am Sonntag traf, hielt er für sichere Unheilsbringer. Mit diesen Dingen füllte er einen großen Teil seiner Tage aus. (S. 8f)

Auf einem Jahrmarkt lässt er sich von einer russischen Zigeunerin die Zukunft vorhersagen.

> Hierauf sagte sie in Tarabas' Muttersprache: „Sie sind sehr unglücklich, Herr! Ich lese in Ihrer Hand, daß Sie ein Mörder sind und ein Heiliger! Ein unglücklicheres Schicksal gibt es nicht auf dieser Welt. Sie werden sündigen und büßen – alles noch auf Erden." (S. 10)

Tarabas ist in Liebe mit der Russin Katharina verbunden. Betrunken stürzt er sich in

einem Anfall von Eifersucht auf den Wirt des Gasthofs, in dem Katharina bedient.

> Tarabas erhob die Faust und ließ sie mitten in das Angesicht des Wirtes sausen. Ein winziger Blutstropfen zeigte sich an der breiten Nasenwurzel des Wirtes, floß die Wange hinunter, wurde ein schmaler, roter Streifen. Ein schöner Schlag, dachte Tarabas, sein Herz freute sich und füllte sich mit noch heißerem Grimm. Das Blut, das er vergossen hatte, entzündete seine Lust, noch mehr Blut zu sehn. Es war, als ob der Wirt erst in dem Augenblick, in dem sein Blut zu fließen begonnen hatte, sein wirklicher, großer Feind geworden wäre, der einzige Feind, den es im gewaltigen, steinernen New York gab. Als nun der Feind in die Tasche griff, nach einem Tuch suchend, das Blut zu trocknen, vermeinte Tarabas, der Wirt suche nach einer Waffe. Deshalb stürzte sich Tarabas auf ihn, biß sich mit gekrallten Händen an seinem Halse fest, würgte, bis der Wirt niederfiel, mit dem Kopf gegen die gläserne Tür der Bar. Ein un-

> geheuerlicher Lärm erfüllte Tarabas' Kopf. Das Splittern und Krachen des Glases, der dumpfe Aufschlag des feindlichen Körpers, der gemeinsame Schrei gaffender, belustigter und zugleich erschrockener Passanten, der Kellnerinnen und Gäste vereinigte sich zu einem Ozean aus schrecklichen Geräuschen. Mit dem Wirt zusammen, die Hände an dessen mächtigem Hals, war auch Tarabas hingefallen. Er fühlte des Wirtes gespannten muskulösen Bauch durch Rock und Weste. Der geöffnete Mund des Feindes zeigte den roten Rachen, den blaßgrauen Gaumen, darinnen sich die Zunge bewegte wie ein seltsames Tier, das blendende Weiß der kräftigen Zähne. Tarabas sah den perlenden Schaum an den Mundwinkeln, die bläulich angelaufenen Lippen, das aufwärtsgereckte Kinn. (S. 13)

Tarabas wird von den Umstehenden weggezogen und flieht in dem Glauben, den Wirt getötet zu haben.

Weil er, abergläubisch wie er ist, der Prophezeiung der Zigeunerin glaubt, nach

der er zuerst zum Mörder und dann zum Heiligen werden solle, und annimmt, der erste Teil hätte sich bereits erfüllt, studiert er aufmerksam die Zeitungen. Er findet zwar nichts über einen Mord, aber eine viel bedeutsamere Nachricht, nämlich über einen Krieg zwischen Russland und Österreich.

Er fährt, so schnell es geht, nach Riga und von dort aus weiter mit dem Zug, erfüllt von der heiligen Pflicht, seinem Vaterland beizustehen.

> Tarabas stieg also in den Zug, der in seine Heimat fuhr. Er kündigte seine Ankunft nicht an. Überraschungen zu erleben, Überraschungen zu bereiten war seine Lust. Wie ein Befreier wollte er heimkommen! Wie mochten sie sich fürchten, so nahe der Grenze! Sicherheit und Sieg wollte er ihnen bringen!
>
> Frohgemut ließ sich Tarabas im überfüllten Zug nieder, gab dem Schaffner ein überraschendes Trinkgeld, erklärte, er sei ein „besonderer Kurier“ in besonderen Angelegenheiten des Kriegs, schob den Riegel vor und betrachtete

> mit Wollust die Passagiere, die, trotz ihrem unbestreitbaren Recht, in seinem Kupee Platz zu nehmen, dennoch im Korridor stehen mußten. Eine außergewöhnliche Zeit, die Leute hatten die Pflicht, sich mit ihr abzufinden und einem außergewöhnlichen „Kurier des Zaren“ die Bequemlichkeit zu lassen, die für seine besondere Aufgabe unentbehrlich war. Von Zeit zu Zeit ging Tarabas in den Korridor, musterte hochmütig die Armen, die da stehen mußten, zwang die Müden, die auf ihren umgestülpten Koffern saßen, aufzustehn und ihm Platz zu machen, stellte befriedigt fest, daß alle ohne Widerspruch seinem blitzblauen Auge gehorchten und ihn sogar mit einigem Wohlgefallen ansahen, und mit übertriebener Strenge gab er dem Schaffner, so daß es alle hören konnten, Befehle, Tee zu kochen und dies und jenes von den Stationen zu holen. (S. 21)

Mittlereile kennen wir den Charakter von Tarabas schon besser: Er ist kräftig, gutaussehend und wirkt sympathisch, ist aber

zugleich sehr impulsiv und neigt zur Gewalttätigkeit. Außerdem hat er eine starke Neigung zum Großtun; er will sich stets bedeutender machen, als er wirklich ist.

Zu Hause angekommen, wirft er sich sogleich im Uniform.

> Hübsch, breitschultrig, schmalhüftig sah Tarabas in der Uniform aus. Man bat ihn, von Amerika zu erzählen. Man wartete: er schwieg. Man begann, vom Krieg zu sprechen. Der alte Tarabas sagte, der Krieg würde drei Wochen dauern. Nicht alle Soldaten fielen, und von den Offizieren stürben bestimmt nur wenige. Nun fing die Mutter zu weinen an. Darauf achtete der alte Tarabas keineswegs. Als gehörte es zu den selbstverständlichen Eigenschaften einer Mutter, Tränen zu vergießen, dieweil die anderen essen und sprechen, hielt er weitläufige Vorträge über die Schwäche der Feinde und die Stärke der Russen; und nicht für einen Augenblick wurde ihm klar, daß der finstere Tod schon seine hageren Hände über dem ganzen Lande kreuzte und auch über Nikolaus,

> seinem Sohn. Taub und stumpf war der alte Tarabas. Die Mutter weinte. (S. 24)

Die Mutter hat wenig Verstand und ist stets am Weinen; der Vater ist mürrisch und hat keinerlei Zutrauen zu seinem Sohn.

Tarabas verführt seine Cousine Maria und macht sich dann auf den Weg an die Front. Dort zeigt sich das wahre Talent des Leutnants, denn er ist furchtlos bis zur Unvernunft; sein eigenes Leben gilt ihm nichts, und das seiner Soldaten noch weniger, wofür er sich einen Ruf als großer Held erwirbt.

> Der Krieg wurde seine Heimat. Der Krieg wurde seine große, blutige Heimat. Von einem Teil der Front zum andern kam er. Er kam in friedliches Gebiet, setzte Dörfer in Brand, ließ die Trümmer kleiner und größerer Städte zurück, klagende Frauen, verwaiste Kinder, geschlagene, aufgehängte und ermordete Männer. Er kehrte um, erlebte die Unrast auf der Flucht vor dem Feind, nahm Rache im letzten Augenblick an vermeintlichen Verrätern, zer-

störte Brücken, Straßen, Eisenbahnen, gehorchte und befahl, und alles mit gleicher Lust. Er war der mutigste Offizier in seinem Regiment. Patrouillen führte er mit der Vorsicht und Schlauheit, mit der die nächtlichen Raubtiere auf Beute ausgehn, und mit der zuversichtlichen Kühnheit eines törichten Mannes, der seines Lebens nicht achtet. Mit Pistole und Peitsche trieb er seine zaghaften Bauern zum Sturm, den Mutigen aber gab er ein Beispiel: er lief ihnen voran. (S. 29f)

Überall ist Tarabas vom Glück begünstigt, denn er wird nicht einmal verwundet.

So ging er denn, so ließ er sich kommandieren, von Brand zu Brand, von Mord zu Mord, und nichts Böses widerfuhr ihm. Eine höhere Gewalt hielt Wacht über ihn und bewahrte ihn auf für sein merkwürdiges Leben. Seine Soldaten liebten ihn und fürchteten ihn auch. Seinem Blick gehorchten sie und dem leisesten Wink seiner Hand. Und lehnte sich einer unter ihnen gegen Ta-

> rabas' Grausamkeit auf, so hielt fast keiner der anderen zu dem Empörer. Alle liebten sie Tarabas; und alle fürchteten sie ihn.
>
> Auch Tarabas liebte seine Leute, in seiner Art liebte er seine Leute, weil er ihr Gebieter war. Er sah viele von ihnen sterben. Ihr Tod gefiel ihm. Es gefiel ihm überhaupt, wenn man rings um ihn starb, und wenn er, wie er auch mitten zwischen den Schlachten als einziger im Regiment zu tun gewohnt war, durch den Schützengraben ging, die Namen seiner Leute verlas und die Antwort „gefallen" von den Kameraden hörte, so zeichnete er ein Kreuz in sein Notizbuch. (S. 31)

Tarabas trägt die Namen seiner gefallenen Kameraden in ein Notizbuch ein, als wäre er ein Jäger und sie seine Beute. Für seine besondere Tüchtigkeit wird er zum Hauptmann befördert.

Der Krieg endet, und doch geht er weiter, nämlich als Bürgerkrieg. Tarabas dient den jeweiligen Machthabern, die zwar nicht genannt werden, bei denen es sich

aber um die die Herren der Ukrainischen Volksrepublik, des Ukrainischen Staats – beide sehr kurzlebig – und der Ukrainischen Sozialistischen Sowjetrepublik handeln muss.

Zeitweilig kämpft Tarabas auf Seiten der Weißen, wobei ihm ein rothaariger Soldat, ein Jude und Aufrührer, besonders unangenehm auffällt. In Folge der sowjetischen Propaganda desertieren seine Leute in Scharen.

> Ein paar Tage später, in der Stunde, in der Tarabas gerade mit dem Obersten und den übrigen Offizieren beriet, wie man die Desertionen verhindern könnte, erschien der Rothaarige, zwei Handgranaten im Gürtel, eine Pistole in der Hand, begleitet von zwei Unteroffizieren. „Bürger“, sagte der rothaarige Gottlose, „die Revolution hat gesiegt. Geben Sie die Waffen ab, Sie haben freies Geleit. Und Sie, Bürger Tarabas, und was sonst bei uns Ihre Landsleute sind, können in Ihre Heimat zurück. Einen eigenen Staat haben jetzt eure Leute.“ (S. 35)

Tarabas begibt sich in die Hauptstadt, mit der wohl Kiew gemeint ist, wird dort zum Oberst befördert und erhält die Aufgabe, ein Regiment aufzubauen.

In einem Gasthof im Dorf Koropta, das von dem Juden Kristianpoller geführt wird, machen die Offiziere ein Übungsschießen auf eine Wand. Als der Putz abplatzt, kommt eine übertünchte Madonna zu Vorschein – offenbar war der Raum früher eine Kapelle.

> Ein wilder Zorn, ihnen selbst kaum bekannt, seit ihrer frühesten Kindheit in ihre Herzen versenkt, vom Blut aufgenommen und durch alle Adern getrieben, wurde wach und stark in ihnen, genährt vom Alkohol, den sie heute genossen, verstärkt von den Aufregungen des Wunders, das sie erlebt hatten. Hundert verworrene Stimmen schrien nach Rache für die milde, süße, lästerlich behandelte, geschändete Mutter Gottes. Wer hatte sie beleidigt, mit billigem, blauem Kalk beschmiert, unter Mörtel und Branntweingeruch begraben? Der Jude! – Uraltes Gespenst, in

> tausendfacher Gestalt über das Land gesät, schwärender Feind im Fleisch, unverständlich, schlau, blutdürstig und sanft zugleich, tausendmal erschlagen und auferstanden, grausam und nachgiebig, schrecklicher als alle Schrecken des eben überstandenen Krieges: der Jude. (S. 86f)

Es überkommt nicht nur die Soldaten, sondern auch die Christen des Dorfes ein heiliger religiöser Eifer, der sich in dem Willen, den Juden ihre Schändlichkeit heimzuzahlen, äußert.

> Ein wilder Zorn, ihnen selbst kaum bekannt, seit ihrer frühesten Kindheit in ihre Herzen versenkt, vom Blut aufgenommen und durch alle Adern getrieben, wurde wach und stark in ihnen, genährt vom Alkohol, den sie heute genossen, verstärkt von den Aufregungen des Wunders, das sie erlebt hatten. Hundert verworrene Stimmen schrien nach Rache für die milde, süße, lästerlich behandelte, geschändete Mutter Gottes. Wer hatte sie beleidigt, mit bil-

ligem, blauem Kalk beschmiert, unter Mörtel und Branntweingeruch begraben? Der Jude! – Uraltes Gespenst, in tausendfacher Gestalt über das Land gesät, schwärender Feind im Fleisch, unverständlich, schlau, blutdürstig und sanft zugleich, tausendmal erschlagen und auferstanden, grausam und nachgiebig, schrecklicher als alle Schrecken des eben überstandenen Krieges: der Jude. (S. 86f)

Man rottet sich zu einem Pogrom an den hilflosen Juden zusammen.

Sie stiegen von den Wagen, bewaffnet mit Peitschen und Knüppeln, den neugekauften Sensen, Sicheln und Messern. Es war die Stunde, in der die Juden in feiertäglichen Kleidern aus dem Bethaus kamen, beinahe lauter Greise und Krüppel. Ihnen entgegen stürzten sich jetzt die Bauern. Diesen bewaffneten, kräftigen und wütenden Männern erschienen die jüdischen Schwächlinge, die Greise und die Lahmen, die sich da in ihrer sabbatlichen Hilflosigkeit nach Hause

schleppten, besonders gefährlich, gefährlicher als Gesundheit, Stärke, Jugend und Waffen. Ja, in dem trippelnden, ungleichmäßigen Schritt der Juden, in der Krümmung ihrer Rücken, in der dunklen Feierlichkeit ihrer langen, auseinanderklaffenden Kaftane, in ihren gesenkten Köpfen und selbst noch in den huschenden Schatten, die ihre schwankenden Gestalten hie und da auf die Straßenmitte warfen, sooft sie an einer der spärlichen Petroleumlaternen vorüberkamen, glaubten die Bauern die wahrhaft höllische Abkunft dieses Volkes zu erkennen, das sich von Handel, Brand, Raub und Diebstahl nährte. Was den Schwarm der humpelnden, armen Juden betraf, so sahen sie wohl, fühlten sie vielmehr das nahende Unglück. Allein, sie wankten ihm entgegen, halb im Vertrauen auf den Gott, den sie soeben im Bethaus gelobt hatten und dem sie sich heimisch und vertraut fühlten (allzu heimisch und allzu vertraut), halb gelähmt von jener Angst, mit der die grausame Natur die Schwachen belädt, damit sie um so sicherer der Gewalt der

Starken anheimfallen. In der ersten Reihe der Bauern schritt ein gewisser Pasternak, würdig anzusehn dank seinem gewaltigen, buschigen, grauen Schnurrbart, die Peitsche in der Hand; übrigens ein reicher und also doppelt geachteter Bauer aus der Umgebung von Koropta. Als er in der der Höhe des jüdischen Schwarms angelangt war, erhob er die Peitsche, ließ den schwarzen, vielfach geknoteten Riemen zwei-, dreimal über seinem Kopf kreisen und knallen und schlug hierauf, da seine Hand den sicheren Schwung bekommen hatte, mitten in die dunkle Schar der Juden. Er traf ein paar Gesichter. Ein paar Juden schrien auf. Der ganze hilflose Schwarm blieb stehen. Einige versuchten, sich an die Mauern der Häuschen zu drücken und im Schatten zu verschwinden. Andere aber stürzten von dem meterhohen, hölzernen Bürgersteig in die Straßenmitte, geradewegs den Bauern zu Füßen. Man hob sie hoch, warf sie in die Luft, Dutzende von Händen streckten sich, um die wirbelnden Juden aufzufangen und noch ein-

> mal, und noch einmal und zum viertenmal in die Luft zu werfen. Es war eine sehr klare Nacht. Gegen den hellblauen, sternenbesäten Himmel hoben sich die tiefschwarzen, flatternden, emporfliegenden und wieder herunterfallenden Juden wie übergroße, seltsame Nachtvögel ab. Dazu kamen immer wieder ihre kurzen, schrillen Schreie, denen das brüllende Gelächter ihrer Peiniger antwortete. Hie und da öffnete eine der wartenden jüdischen Frauen furchtsam einen Fensterladen und machte ihn schnell wieder zu. „Alle Juden zum Hof Kristianpollers und knien und beten!“ rief eine Stimme. Es war Ramsin. Und Pasternak trieb mit der Peitsche die Juden vom Bürgersteig. Man nahm sie in die Mitte und führte sie in den Gasthof Kristianpollers. (S. 88)

Ein Soldat wird von ganz besonderer religiöser Erleuchtung ergriffen.

> Eine unsagbare, unmenschliche Gier entzündete sein fahles, kleines und nacktes Angesicht. Er erhob einen kur-

> zen, hölzernen Knüppel und ließ ihn auf das Kopftuch der Jüdin niedersausen. Sie fiel sofort um. Alle stießen einen Schrei aus. Blut zeigte sich auf dem schimmernden Weiß des seidenen Kopftuches. Und als hätte der Anblick des roten Blutes, des ersten, das an diesem Tage floß, dem stumpfen Grimm der Menge erst einen deutlichen Sinn und eine bestimmte Richtung gegeben, erwachte auch in den anderen eine unbezwingliche Gier, zu schlagen, zu treten, und schon sahen sie rote Schleier aus Blut vor ihren Augen, rote Schleierströme, wie blutige Wasserfälle. Sie hieben hinein, jeder mit dem Gegenstand, den er gerade in Händen hielt, auf die Menschen, Kinder, Gegenstände, die sich gerade vor ihm und neben ihm befanden. (S. 92)

Man schlägt die Juden, wo man sie antrifft, und schließlich setzt man entschlossen ihre Häuser in Brand. Darüberhinaus setzt ein Kampf zwischen den getreuen Soldaten Tarabas' und den Deserteuren ein.

Die meisten Juden haben zwar ihr Hab und Gut verloren und wurden schwer misshandelt, aber immerhin sind sie mit dem Leben davongekommen, was nicht selbstverständlich ist. Sie trösten sich damit, dass Gott es so gewollt hat, weil sie anfingen, sich nach dem Ende des Krieges wieder sicher zu fühlen.

> Sie waren ohnehin alt, schwach oder verkrüppelt: denn die Jungen und Gesunden hatte der Krieg verschlungen. Sie empfanden den Schimpf nicht, den man ihnen angetan hatte, sie fühlten lediglich ihre Schmerzen. Denn das Volk Israel kennt seit zweitausend Jahren eine einzige Schmach, der gegenüber jeder spätere Schimpf und Hohn seiner Feinde lächerlich wird: die Schmach, in Jerusalem keinen Tempel zu wissen. Was sonst an Schande, Spott und Weh kommen mag, ist eine Folge jener bitteren Tatsache. Manchmal schickt der Ewige, als wäre der schwere Becher des Leidens noch nicht voll, neue Plagen und Strafen. Er bedient sich gelegentlich dazu der ländlichen Bevölkerung.

> Man kann sich nicht wehren. Aber, selbst wenn man könnte, dürfte man es?! Gott wollte, daß man gestern die Juden von Koropta schlage. Und man schlug sie. Hatten sie nicht schon in ihrem sündhaften Übermut an die Rückkehr des Friedens geglaubt? Hatten sie nicht schon aufgehört sich zu fürchten? Es steht einem Juden von Koropta nicht an, die Furcht zu verlieren. (S. 110)

Tarabas trifft einen alten, rothaarigen Juden namens Schemarjah – den Vater jenes Revolutionärs, wie sich später herausstellt – und reißt ihm in einem Wutanfall den Bart aus.

Wieder nüchtern geworden, bereut Tarabas seine Tat nicht nur, nein, er will sein gesamtes Leben ändern. Er besorgt sich alte Kleider von einem Juden und zieht fortan als Landstreicher umher, angewiesen auf milde Gaben. Eine Pension, die der General für ihn ausgesetzt hat, holt er zwar regelmäßig ab, verbraucht sie aber nicht.

Nach langem Wandern wagt er sich auf den Hof seines Vater, der zwar alt, aber noch bösartiger geworden ist. Man erkennt

ihn nicht und jagt ihn fort, was ihm nur recht ist. Auch im Dorf Koropta, wo er nach dem rothaarigen Juden fragt, der offenbar nach dem Ausreißen des Bartes den Verstand verloren hat, wird er nicht erkannt.

Tarabas vermacht Schemarjah sein Vermögen und stirbt an der Schwindsucht. Er wird beerdigt, und zwar erstaunlicherweise unter seinem richtigen Namen, den man anscheinend ausfindig machen konnte.

> Oberst Nikolaus Tarabas,
> ein Gast auf dieser Erde. (S. 170)

Wenn ein Fremder nach dem seltsamen Grab fragt und der Wirt Kristianpoller die Geschichte des gefürchteten Oberst erzählt, dann pflegen jene häufig die gleiche Frage zu stellen.

> „Und ihr Juden habt keine Angst mehr?“ fragt gelegentlich der Fremde.
>
> „Was wollen Sie?“ pflegt dann Kristianpoller zu antworten: „Die Menschen vergessen. Sie vergessen die Angst, den Schrecken, sie wollen leben, sie gewöh-

nen sich an alles, sie wollen leben! Das ist ganz einfach! Sie vergessen auch das Wunderbare, sie vergessen das Außerordentliche sogar schneller als das Gewöhnliche! Sehen Sie, mein Herr! Am Ende jedes Lebens steht der Tod. Wir wissen es alle. Und wer denkt an ihn?“

So spricht der Gastwirt Nathan Kristianpoller zu den Gästen, die ihm sympathisch sind. – Er ist ein kluger Mann. (S. 171)

Ende.

Tarabas zeigt, dass Joseph Roth einer der größten Schriftsteller deutscher Sprache ist, auch wenn er als Jude keinen Nobelpreis erhalten hat. Er beherrscht eine einfache, klare, eindringliche und bewegende Sprache wie kaum ein anderer. Auch wenn er in Hochdeutsch schreibt, so scheint doch der Sprachduktus des gesprochenen, aber nur selten verschriftlichten Jiedisch durch, das in seiner Heimat Ost-Galizien, heute Ukraine, gesprochen wurde.

Darüberhinaus ist Joseph Roth ein Meister darin, die Not der Menschen zu beschreiben, einmal die äußere, gewalttätige,

vernichtetende Not, und einmal die innere, zermürbende, seelische. So ist *Tarabas* ein Roman, der wie selten einer das Herz des Lesers berührt.

AGATHA CHRISTIE
Die spannendsten Romane
Karibische Affaire

Agatha Christie [Agatha Mary Clarissa Christie, Lady Mallowan, geb. Miller, 1890–1976]
***Miss Marple 10: Karibische Affäre (A Caribbean Mystery*, 1964)**
Bertelsmann (HC 186 S./DM xx)
Gütersloh 1980
Aus dem Englischen von Willy Thaler
Genre: Krimi

„Weil wir schon von Mord reden", fuhr er fort, „einmal stieß ich auf einen sehr seltsamen Fall – nicht gerade ich persönlich." Miß Marple lächelte ermunternd.

„Es war im Klub, wissen Sie, alle sprachen mit allen, und einer, ein Arzt, begann von einem seiner Fälle zu erzählen. Ein junger Mann habe ihn mitten in der Nacht aus dem Bett geholt. Seine Frau hatte sich erhängt. Nun, Telefon war keines im Hause, er hatte sie abgeschnitten, sein möglichstes versucht, war dann zu seinem Wagen gerannt und hatte den Doktor verständigt. Sie war zwar nicht tot, aber es fehlte nicht viel. Jedenfalls, sie kam durch. Der jun-

ge Mann schien sie sehr zu lieben, er weinte wie ein Kind. Sie habe sich schon seit einiger Zeit so merkwürdig betragen. Anfälle von Melancholie gezeigt und so. Alles schien also in Ordnung, aber einen Monat später nahm die Frau eine Überdosis Schlaftabletten und starb. Trauriger Fall.“ (S. 14f)

Die ältliche Jungfer Miss Jane Marple erholt sich von einer Lungenentzündung auf St. Honoré in Trinidad. Den Urlaub im Golden Palm Hotel hat ihr der mitgereiste Neffe Raymond West finanziert, der von seiner Frau Joan begleitet wird.

Zu den Gästen des Hotels zählen Mr. Rafiel, Dr. Graham, Kanonikus Prescott mit Schwester und deren Kavalier, Major Palgrave, sowie die Ehepaare Greg und Lucky Dyson und Edward und Evelyn Hillingdon. Major Palgrave erzählt gerade die Geschichte eines notorischen Frauenmörders, der anscheinend unter verschiedenen Namen Frauen geheiratet, ermordet und beerbt hat.

Major Palgrave will eben ein Foto des Mörders zeigen, das er immer bei sich

trägt, als er es sich anders überlegt und das Bild wieder einsteckt. Die stets genau beobachtende Miss Marple bemerkt, dass ihn der Anblick der Ehepaare Dyson und Hillinton oder des Kammerdieners Arthur Jackson dazu bewogen haben musste.

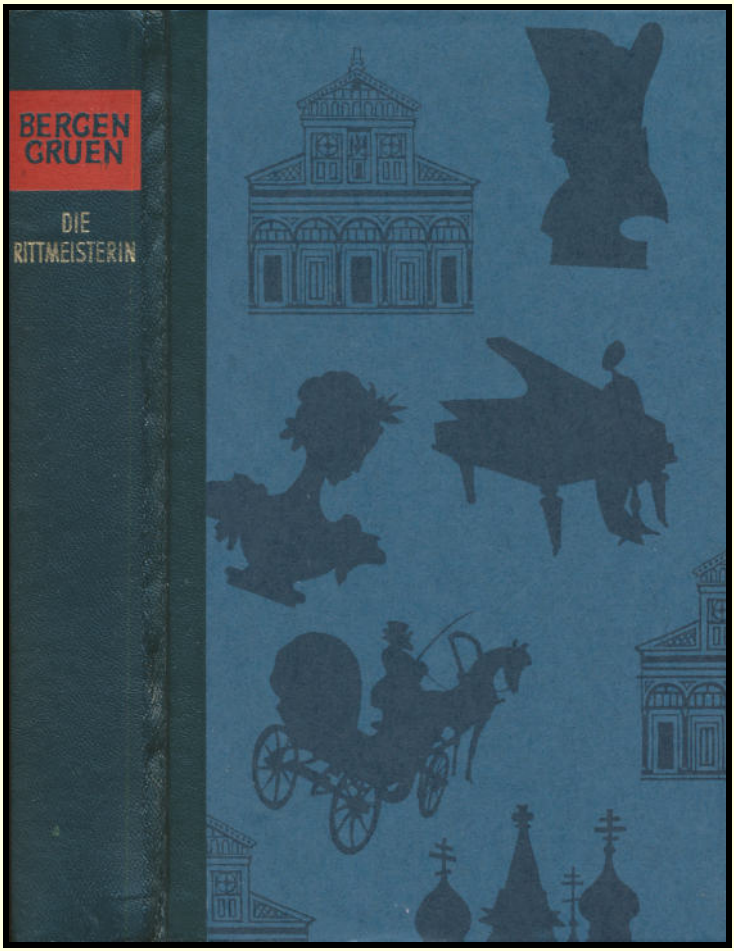
> Im Begriff, ihr Tagesprogramm auszuführen, war Miß Marple eben auf dem Weg zum Hotel, als sie Molly Kendal traf. Diesmal lächelte die sonst so heitere junge Frau nicht. Ihre Unglücksmiene veranlaßte Miß Marple zu sagen: „Meine Liebe, ist etwas geschehen?“
>
> Molly nickte. Zögernd sagte sie: „Nun, Sie müssen es erfahren wie jeder andere auch. Major Palgrave ist tot.“ (S. 28)

Am nächsten Tag ist Major Palgrave tot. Dr. Graham, eigentlich schon im Ruhestand, befindet auf natürlichen Tod.

Doch Miss Marple ist misstrauisch, und das umso mehr, als sie durch geschicktes Plaudern herausfindet, dass unter den Fotos des Majors ausgerechnet jenes des Mörders – das sie nicht zu Gesicht bekommen hat, von dem sie sich aber ein Bild machen kann

– verschwunden ist. Sie folgert glasklar, dass einer der Männer, die der Major zu Gesicht bekam, als er das Foto herauszog, der Mörder sein musste.

Karibische Affäre ist ein unterhaltsamer, klug konstruierter Krimi. Miss Marple bringt eine gewisse Würze in die Handlung, weil sie sich als geistig nicht allzu leuchtende, dafür umso plaudersüchtigere alte Jungfer gibt, die auf diese Weise aus ihren ahnungslosen Gesprächspartnern die wichtigsten Informationen herauskitzelt.


BERGEN
GRUEN
DIE
RITTMEISTERIN

Werner Bergengruen [Werner Max Oskar Paul Bergengruen, 1892–1964]
***Die Rittmeisterin* (1954)**
Bertelmann (HC 380 S./DM xx)
Güterslohn 1966
Genre: Drama

Süße, unnennbare Bezauberung!

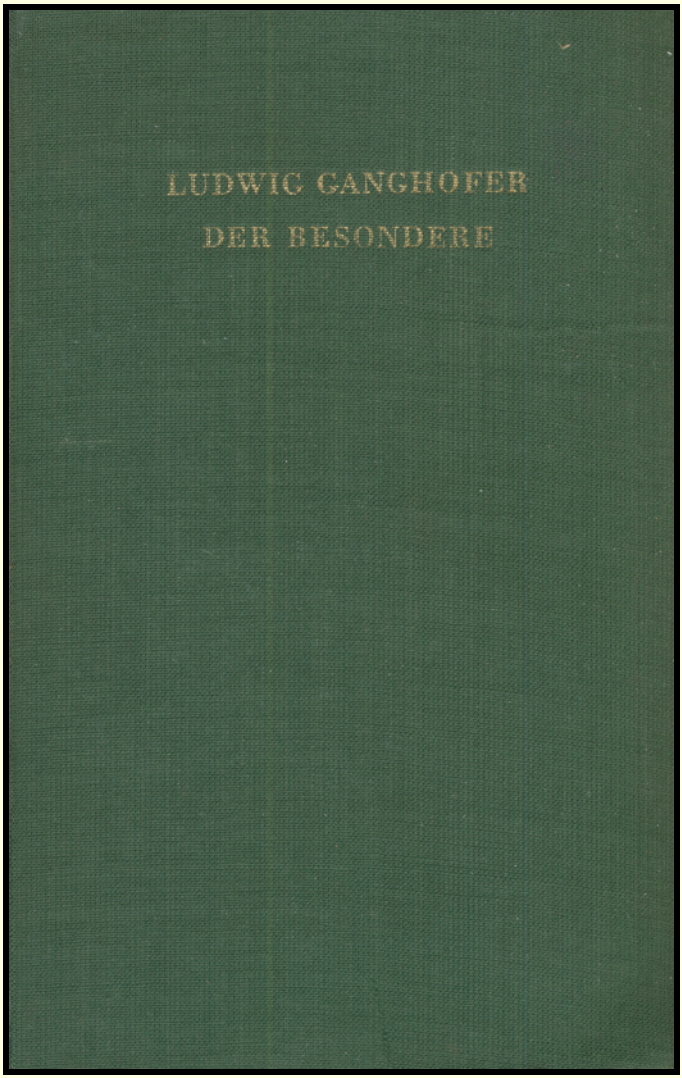
Damals in Florenz hat sich mein Herz an das linke Arnoufer gehängt, so wie es mich in Rom immer nach Trastevere und in die janikulensische Hügelgegend gezogen hat. Damals in Florenz hatte ich mir einen bestimmten Morgenspaziergang zur Gewohnheit werden lassen.

Zuerst kam ich an dem Hause vorbei, in welchem Dostojewski den Idioten vollendet hat. Nun, das ist lange her, so genau wird man es nicht mehr wissen, und die Schrift auf der Gedenktafel drückt sich ungewöhnlich behutsam aus. In jedem Falle, hier irgendwo mag es gewesen sein, und ich stelle mir Dostojewski ebenso gern in der Nähe des Palazzo Pitti vor wie Gogol in der Via Sistina in Rom, oder war es die Via Gre-

> goriana? Der Morgenblick auf die Gedenktafel ist ein Aufblick und Auftakt, und gleich danach betrete ich ja auch den kleinen Platz von Santa Felicita, zu deutsch: den Platz der heiligen Glückseligkeit; und ich, der ich von der unauf sehentlichen Gewalt der Worte und der Namen hoch zu denken gewohnt bin, ich meine mir damit einen wegebehütenden Talisman für den Tag gewonnen zu haben, ein vorbeugendes Heilmittel gegen die Traurigkeit, welche die Seele verdunkeln, gegen den Verdruß, der sie erniedrigen will. (S. 9)

Der Erzähler, gegenwärtig in Florenz wohnhaft, berichtet ausführlicher aus seiner Kindheit und Jugend in Livland.

Man darf annehmen, dass *Die Rittmeisterin* von Werner Bergengruen stark autobiographisch geprägt ist.


LUDWIG GANGHOFER
DER BESONDERE

*Ganghofer, Ludwig: Besondere + Dschapei

Ludwig Ganghofer [Ludwig Albert Ganghofer, 1855–1920]
***Der Besondere. Eine Hochlandsgeschichte* (1893)**
***Dschapei. Eine Hochlandsgeschichte* (1893)**
Droemer Knaur (HC 254 S./DM 3,85)
München 1958
Genre: Drama

In der Wohnstube des Pfrointnerhofes ging es gar stürmisch zu. Das paßte so recht zu dem bösen Herbstwetter, das draußen mit Heulen und Pfeifen zwischen Haus und Ställen tobte, an den Fenstern alle Läden klappern und auf den Dächern die Schindeln hüpfen und fliegen machte, von der nahen Straße hohe Wirbelsäulen von Staub und welken Blättern über den Hofraum hinwegführte und im Garten die halb ihres Schmuckes schon beraubten Bäume zauste und schüttelte, als wären sie kleine Schulbuben und der Wind ihr springgiftiger Lehrer. Das war auch das

> richtige Spielzeug für den Sturm, der Pfrointnerhof, der gemeinsam mit dem anstoßenden Bründlhof auf einer sanft gerundeten, das ganze Dorf und Tal beherrschenden Anhöhe frei gelegen war, halb nur einem Bauernhause, halb einem altersgrauen Herrensitze ähnlich, mit seinen schwerfälligen Mauern und den kleinen, fast an Schießscharten erinnernden Fenstern, mit den zwei bauchigen, durch die beiden Stockwerke sich emporziehenden Erkern, mit den spitz ansteigenden, von steinernen Zieraten gekrönten Giebeln und dem rußgeschwärzten Glockentürmchen inmitten des steilen Daches. (S. 7, „Der Besondere“)

Der Pfrointnerhof und der Bründlhof stoßen aneinander, denn sie waren einmal eine einzige Landwirtschaft. Der eine Hof wird von dem Pfointnerehepaar und ihrem einzigen Kind, der mittlerweile mannbaren Tochter Zäzil, bewirtschaftet, der andere allein von dem jungen, verwaisten und ledigen Bründlbauern Martl.

Der Martl nutzt einen besonders stürmischen Tag, an dem sowieso keine landwirtschaftliche Arbeit möglich ist, um die Hand Zäzils zu werben.

> Erst war der Pfrointner starr und stumm vor Staunen — aber während dieses Schweigens begann er schon mit seinem flinken Hausverstande zu rechnen, das Für und „Wider zu überlegen, das heißt nur das Für, denn ein „Wider gab es hier nicht — und dann schlug er lachend sein Jawort in die Hand des jungen Bauern, dem er seit Jahren von Herzen zugetan war, weit über die nachbarliche Freundschaft hinaus. Die Bäuerin wurde gerufen, und auch sie schlug vor heller Freude die Hände über dem Kopf zusammen. Nur schade, daß die Zäzil gerade drunten im Dorfe war; aber sie mußte jeden Augenblick nach Hause kommen. (S. 10)

Die Pfrointners sind hocherfreut über dieses Angebot, denn erstens wäre es ein Segen, die beiden Höfe zu vereinen, und zweitens ist der Martl ein grundsolider Mensch. Al-

lerdings ist die Zäzil nicht anwesend, aber die Eltern haben keinen Zweifel daran, dass sie ihre Freude teilen wird.

> Der Pfrointner begann nun gleich ‚verstandsam' zu reden, wie er es nannte. Ein langes Handeln und ‚Raiten' war da nicht nötig, denn die Rechnung ging gleich auf. Der alte Pfrointner und der junge Bründler – einer wog so schwer wie der andere. Die Zäzil war des Pfrointners einziges Kind, der Marti sein eigener Herr, ohne Eltern und Geschwister – da brauchte man nur den Zaun zwischen den beiden Nachbarhöfen aus der Erde zu reißen. In dem stattlicheren Pfrointnerhause sollte das junge Paar wohnen, während der Pfrointner mit seiner Alten in das Bründlhaus hinüberziehen wollte. Auch wollte er nichts von einem langen Brautstand wissen – ganz nach Martls Geschmack. Drei Sonntage waren nötig für das dreimalige Aufgebot in der Kirche, am vierten Sonntag sollte die Hochzeit sein. (S. 10f)

Bis man sich umschaut, ist schon der Termin der Hochzeit vereinbart. Doch dann kommt Zäzil heim.

Mit einem verwunderten Blick streifte Zäzil die Gesellschaft am Tische. „Schau … Martl… du bist da! Grüß dich Gott!“ sagte sie halb lachend, halb im Tone gelinder Enttäuschung. „Jetzt hab ich schon wunder gmeint, wer kommen is, weil d’ Resl draußen gar so eine Metten gmacht hat. Ja, was is denn? Schmeckt dir leicht der Kaffee nimmer daheim, weil dir bei uns ein aufkochen laßt?“ Sie schüttelte den Kopf, als spüre sie noch die zausende Last des Sturmes, warf den kleinen, mit weißem Adlerflaum geschmückten Hut, den sie in der Hand getragen, auf die Platte des nebenanstehenden Schrankes und drückte die beiden Hände über die brennenden Wangen.

Glühende Röte war über Martls Züge geflogen. Er wollte sich erheben, sich hinter dem Tisch hervorschieben. Der Pfrointner aber zog ihn auf die Bank zurück, und während die Bäuerin verlegen

ihrer Tochter entgegentrippelte, um sie unter den stotternden Worten: „Aber Madl, geh sei gscheit… geh, da komm her …“ zum Tische zu führen, schrie der Alte: „Bleib nur sitzen, Martl, in aller Ruh kannst sitzenbleiben, das sag ich dir! Und dir, Madl, dir sag ich: Du leg dir für heut ein anderes Reden ein! Heut kommst net aus mit deine gschnappigen Spruch! Da komm her! Da setz dich her zu mir! Mach weiter! So! Und jetzt schau dir ihn an, den Marti … und sein Sträußerl am Hut! Spannst was, Schnoferl? Ja, grad ein bißl auflusen brauchst, nacher kannst die Trompeten blasen hören! Anschauen tu ihn … als Hochzeiter is er da … und dich will er haben! Von mir und der Mutter hat er ‘s Jawort schon, alles is ausgredt, schön und verstandsam, morgen is Sonntag, da kann dich der Pfarr zum erstenmal verkünden, und über vier Wochen schmirb ich meine alten Fuß und tanz auf deiner Hochzeit! Grad einschlagen brauchst! Tummel dich, Madl, besser kannst es nimmer treffen!“ (S. 14f)

Die Zäzil hat mit einem Blick erkannt, was der Martl im Sinn hat, tut aber so, als würde sie sich über seinen ungewohnten Besuch wundern. Der Vater merkt, dass die Tochter nicht bester Laune ist, und redet ihr mit großem Eifer gut zu.

Zäzil jedoch antwortet in beleidigtem Tonfall.

> „Besser kann ich's ja nimmer treffen, hat der Vater gmeint. Ah ja! Der schönste Hof, ein Stall voll Roß und Vieh, die besten Wiesen und Äcker, ein ganzer Berg voll Wald… lauter noblige Sachen! Ah ja! Ob aber neben meim Verstand bei mir was anders auch noch mitredt… ob mir auch der Bauer gfallt, dem alles ghört… nach so was braucht man ja bei mir net z'fragen!" (S. 15)

Für Zäzil hat es den Anschein, als würden ihr Vater und Martl so eine Art Viehhandel betreiben, bei dem man die Kuh auch nicht fragt, ob sie verkauft werden will. Hätte der Martl nicht sie selbst vorher fragen sollen, oder ihr wenigstens irgendwann einmal einen freundlichen Blick zuwerfen?

Der Vater wird aufgrund dieser Antwort sehr wütend.

> „Jetzt hab ich's gnug mit dem dalketen Gred. Der Marti hat in Ehren bei Vater und Mutter um dich anghalten. Was braucht's denn weiter noch? Bei mir und deiner Mutter war's auch net anders, und ich mein', du hast in deine zwanzig Jahr nix gemerkt, als wenn's bei uns zwei net zum Glück ausgschlagen war. Da wird man extra für dich keine neue Mod erfinden. Und drum red jetzt, sag ich, und gib dem Marti ein richtiges Ja!"
>
> Zäzils Augen funkelten, und ihre weißen Zähne nagten an den Lippen. Nun drückte sie den hübschen Kopf in den Nacken und murrte: „Na… ich mag net!" (S. 16)

Doch Zäzil weigert sich strikt, ihr Einverständnis zu geben. Der Vater verdächtigt die Tochter, einen heimlichen Liebhaber zu haben, was diese jedoch energisch abstreitet.

„Hoho, du… oder… oder bist mir am End gar verliebt in so ein Tagdieb?“

„Net daß ich wüßt! Und wenn ich ein möcht, so war er kein Tagdieb, der, den ich mag! Aber wenn der Marti schon weiter was hören will… ich laß mich net verhandeln wie ein Stück! Vieh, das man am Strickl aus’m Stall aussi führt und in den andern Stall eini. Ich mein’, ich war doch ein bißl ein bessern Handel wert als wie ein solchenen! Ah na! Auf so ein von alle Tag, der sich net weiter um mich plagt, als daß er auf’n Feierabend über’n Zaun ummisteigt, sein Spruch fürbringt und mit der Geldbutten scheppert, auf so ein steh ich net an… ich kann schon auf ein andern warten, der wo…“ (S. 16f)

Der Vater meint zynisch, ob sie vielleicht auf einen ganz Besonderen wartet.

„Ja, Vater, ja! Allweil gfallt’s mir noch daheim, und ‘s Warten verdrießt mich net… ‘s Warten auf so ein Bsondern!“

Der kecke, selbstbewußte Klang dieser Worte machte den Pfrointner völlig

> starr. Marti zuckte schweratmend die Schultern und sagte mit schwankender Stimme: „No ja… so ein Bsonderer bin ich freilich net… ich bin halt einer, wie die andern sind.“ (S. 17)

Der Martl resigniert, weil er erkennt, dass er bei Zäzil keine Chance hat.

Bald nach dem Abgang des Martl kommt die Nachricht, dass der Bub eines Malers, der zu Gast beim Wirt am See ist, mit einem Nachen hinausgefahren ist, ausgerechnet jetzt, wo ein Sturm aufkommt. Zäzil eilt zum See, wo sich ein Enziger so mutig zeigt, mit einem Kahn hinauszufahren, um den Bub zu retten, nämlich der verwegene Holzknecht Sepp.

Wegen des Sturms kann der Holzersepp den Kahn nicht wie sonst zu Wasser lassen, sondern muss in den See steigen und das Boot hinausziehen. Als der Kahn so weit ist, dass er wegfahren kann und der Holzersepp hineinsteigt, sieht er, dass die Zäzil schon vor ihm drin ist und ihm beim Rudern hilft. Es gelingt den Beiden, den Buben im letzten Moment zu retten.

Das Paar wird für die Rettung gefeiert, und der Holzersepp drückt der verblüfften und wehrlosen Zäzil voller Begeisterung einen Kuss auf. So einen Bewerber, der Mut und Tatkraft beweist und ihr schöne Worte gibt, hätte sie sich gewünscht. Allerdings ist der Sepp eben nur ein Holzknecht, und das ausgerechnet auch noch beim Martl – und, was die Zäzil nicht ahnt, er ist auch ein Wilderer und ein großer Weiberheld.

Durch Zufall finden sich Zäzil, Martl und Sepp in einer Berghütte wieder, wo der Sepp in seiner Unvorsichtigkeit mit einem Schuss aus seinem Wildererstutzen eine Lawine auslöst, die die Hütte verschüttet.

Hier zeigt der Martl, was er taugt: Er zieht den Sepp aus dem Schnee heraus, verstärkt die einsturzgefährdete Decke der Hütte mit einem Balken und tröstet die verzweifelte Zäzil. Der Sepp dagegen lässt die Maske fallen und jammert und stänkert, was das Zeug hält. Schließlich werden sie gerettet, und die Zäzil nimmt ihren Martl nun doch.

Und verlockend hielt sie ihm den roten Schnabel hin. Was er sagte, wußte

er nicht; und sie verstand es noch weniger; es war ein Lallen und Jauchzen; aber mit den Armen wußte er schon besser zu reden als mit der Sprache. In stürmischem Jubel riß er Zäzil an seine Brust, umklammerte sie, daß ihr der Atem zu vergehen drohte, und überströmte ihr Gesicht mit Küssen.

Da ließ sich am Fenster ein klirrendes Pochen vernehmen, und erschrocken fuhren die beiden auseinander. Durch die Scheiben guckte das vergnüglich grinsende Gesicht des Pfrointners.

Verlegen fuhr sich Marti in die Haare. Zäzil aber lachte: „Geh, Marti, es is bloß der Vater… vor dem brauchst dich net schenieren!“

Und wieder bot sie ihm den roten Mund. (S. 143)

Ende.

Der Besondere erzählt von der Werbung des jungen Bauern Martl um die Nachbarstochter und Hoferbin Zäzil. Martl arbeitet unentwegt den ganzen Tag, was auch notwendig ist, wenn einer allein einen Hof

bewirtschaften will; er ist kreuzbrav und trägt kein Geld ins Wirtshaus.

Aber er ist im sozialen Umgang offenbar ein wenig benachteiligt: Bei seiner Werbung um Zäzil wendet er sich zuerst, wie es die gute Sitte verlangt, an die Eltern. Er hat keine Ahnung, dass so etwas in Wirklichkeit ganz anders abläuft, dass sich nämlich die jungen Leute vorher schon heimlich kennenlernen und über ihre Zukunft entscheiden, bevor der Bräutigam die offizielle Werbung vorbringt.

So ist es kein Wunder, dass ihn die Zäzil für einen Stoffel hält; sie ist halt noch zu jung, um hinter das konservative, förmliche Gebaren des Martl zu blicken und seinen guten Charakter zu erkennen. Allerdings ist es nicht sicher, ob sie ihn für alle Zeiten abweisen oder ob sie ihm nur eine drastische Lehre erteilen will.

Bis hierher zeichnet sich der Kurzroman durch eine wunderbare Schilderung der Charaktere aus: Von den Eltern bis zu den jungen Leute kann sich der Leser vollkommen in die Figuren hineindenken und ihre jeweilige Einstellung mitfühlen.

Ab der Seerettung trägt der Autor allerdings etwas dick auf. Zwar ist der Holzersepp auch sehr gut geschildert, aber die beiden dramatischen Abenteuer sind nicht mehr so überzeugend realistisch wie die missglückte, wunderbar ironisch geschilderte Brautwerbung am Anfang.

„Mutter! Mutter! Da schau her! Was mir der Almbauer gschenkt hat!“

So rief mit einer Stimme, aus der die Freude lachte, ein junges Mädel, während es mit dem Ellbogen die Türklinke niederdrückte und in die kleine, wohldurchwärmte Stube trat.

Die alte Baslerin – ihr Mann selig hatte sich Johann Nepomuk Basler geschrieben – legte das Strickzeug auf ihr offenes Gebetbuch, rückte aus dem Herrgottswinkel hervor und wollte sich erheben.

Schon stand das Mädel vor ihr, ließ sich auf die Knie fallen und legte in den Schoß der Mutter ein kleines, schneeweißes Lamm, das ängstlich in der Stu-

be umherblickte und empor zu den beiden ihm noch fremden Gesichtern. (S. 147, „Dschapai“)

Die verwitwete, fußkranke Baslerin und ihre siebzehnjährige Tochter Nannei haben Mühe, ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Zum Glück hat der Almbauer die Nannei als Sennerin angestellt und ihr auch noch ein zwei Wochen altes Lamperl geschenkt, das wegen seiner Ungeschicklichkeit auf Dschapei getauft wird. Allerdings ist der Almbauer nicht so selbstlos, wie die Nannei meint, denn er schickt sie zusammen mit vierzehn Kühen ohne die eigentlich nötige Hilfe eines Hütermadels auf die Alm.

Aber die Nannei ist überglücklich mit ihrem Dschapei.

Jede freie Stunde widmete sie der Erziehung ihres Dschapei. Das Lamm gedieh, daß es für Nannei eine Freude war. Bald lernte es, seiner Herrin auf einen Lockruf entgegenzutrippeln, bald fing es an, ihr aus eigenem Antrieb überallhin nachzulaufen, hinaus bis in die Kammer, in der die zwei Betten mit den

wurmstichigen Gestellen standen, von der Kammer wieder in die Stube und von da in die Küche. Es begann auch schon Verstand zu bekommen. Wenn es nicht pünktlich seine Nahrung erhielt, mahnte es mit lautem Schmälen seine Pflegerin an ihre Pflicht. Verstand? Nun ja, das ist ein bißchen viel gesagt. Will man der Wahrheit die Ehre geben, so muß man zugestehen, daß dieses kleine Schaf in puncto Verstand etwas Menschliches hatte. (S. 158)

Die Mutter ist in Sorge um ihre Tochter, wenn sie ganz allein auf der Alm ist. Hinauf begleitet wird sie von dem alten Haberecker Wofei, einem schon halb delirierenden Trinker, und dem Bauernsohn Suttner Korbini, der ihr laufend ungehörige Komplimente macht.

Korbini betrachtete das Dschapei mit wägendem Blick. „Is der alte Krackler dahint dein Hüter?“

„Na, ich bin ganz allein auf der Alm.“

„So so?“ Korbini maß die Gestalt des Mädels. „Bist jung und wirst a bißl hart

zrecht kommen da droben. Was meinst, wann ich dich diemal bsuchen tat und tat dir helfen — meldten und kaasen?“

„Brauchst dich net strapazieren wegen meiner.“ „Deine stolzen Reden nach möcht man schier glauben, du wärst dem Bauer da vorn sei’ Tochter – wann gleich kein Federl am Hut hast.“

„Es kann net jeder Mensch so hochgeboren sein wie. du. Es muß arme Leute auch geben. Sonst hätten die reichen Bauern kein’, der ihnen d’ Stiefel schmiert.“

„Ja, ja! Aber einipassen tatst gut in an Bauernhof, du mit deim süßen Gsichtl! Halt dich an mich! Mein Weib kriegt’s amal schön bei mir. So a Hof! Und so a Vieh! Und was erst an mir kriegst! Dös kannst dir gar net denken, du Schneckerl, du liebs!“

Der Unwille über diese Worte machte Nannei bis in den Hals erröten. „Viel halten mußt net von dir. Sonst tatst net am Kuhweg mit dir hausieren. Für deine dalketen Gspaß, da kannst dir an andre aussuchen! Du kecker Mensch du!“ (S. 171f)

Der Korbini entpuppt sich bald als Schmuggler und Wilderer, was er als Sohn aus einem großen Hof eigentlich nicht nötig hätte.

Unterwegs begegnet Nannei einem weiteren jungen Mann, dem Jagdgehilfen Hindhammer Festei mit seinem Teckel Bella.

Auf der Alm besucht der Korbini die Nannei und wird zudringlich, kommt aber bei der resoluten Sennerin nicht weiter.

Unterdessen hat sich das mittlerweile herangewachsene Dschapei wieder einmal verlaufen und wird von einem Adler angepackt; zum Glück kann es sich durch einen Sprung in eine Senke retten. Doch gleich darauf begegnet es dem Korbini, der mit einem Stock nach ihm schlägt, so dass das Dschapei in eine Schlucht abstürzt. Neben anderen Verletzungen ist auch ein Bein gebrochen, so dass sich das Tier nicht mehr helfen kann.

> Drunten im Dämmerschein des schmalen Schachtes lag das Dschapei regungslos auf dem blutbeträufelten Geröll; seine Augen waren geschlossen; zwischen

den geöffneten Zähnen hing ihm die zerbissene Zunge hervor. Eine lange Zeit verstrich. Dann schlug es die Lider auf, und ein heftiges Zittern rann über seine Glieder. Es suchte den Kopf zu erheben und ließ ihn kraftlos wieder auf die Steine fallen.

Stunde um Stunde verging; schon begannen die Schatten sich zu dehnen, und langsam erblaßte das Himmelsblau.

Irgendwo das Geläut der Almglocken; kaum war es hörbar geworden, verhallte es hinter den talwärts gestuften Felsen.

Auch in die Tiefe des Schachtes waren diese Töne gedrungen. Lauschend hielt das Dschapei den Kopf erhoben. Als das Geläut verstummte, warf das gequälte Tier mit Röcheln und Ächzen den Hals umher, reckte die schmerzenden Glieder und suchte mit verzweifelter Kraft sich aufzurichten. Es gelang ihm, den Rücken zu erheben. Die Vorderfüße versagten den Dienst. Stumm sank das Dschapei auf die Steine. (S. 186)

Die Nannei sucht ebenso verzweifelt wie vergebens ihr Dschapei. Zum Glück taucht der Jäger Festei auf, für dessen Hündin Bella es eine Leichtigkeit ist, die Spur des Lammes zu finden. Der Jäger rettet das verletzte Tier, ist aber skeptisch bezüglich der Heilung.

> „[…] Madl, da wird nimmer viel z'helfen sein! Da wird wohl nix anders übrigbleiben, als –" Er brachte das Wort, das er sagen wollte, nicht über die Lippen, als er die Tränen sah, die über Nanneis Wangen rollten.
>
> „Mei' ganz Freud is dös gwesen!"
>
> „Probieren wir's!" sagte Festei nach einer Weile. „Probieren kost ja nix. Probieren wir's halt!" (S. 191)

Die Wunden des Lammes werden verarztet und sein Bein wird geschient. Jetzt braucht es noch längere Zeit Schonung, dann wird es schon wieder.

Der Festei hat offenbar Gefallen an der Nannei gefunden, denn er schenkt ihr ein unter Gefahren geborgenes Edelweiß.

Der Festei kommt nun jeden Tag nach Dienstschluss zur Nannei, und beide verstehen sich wunderbar.

> Festei erzählte von seinem Dienst. „Wann ich kein Jager net sein kunnt, möcht ich gleich lieber gar net auf der Welt sein! Es is net weg'm Schießen und Jagern. Aber wann so draußen bist in die Berg und du schaust so umanander und hörst bald a Tierl und bald a Vögerl – und nacher der Himmel und d' Wand, und drunten die Bäum und 's Tal, wo d' Sonn reinscheint, daß die Bacherin blitzen – ich sag dir, da geht dir 's Herz ausanand, und du mußt Juh schreien, ob d' willst oder net!" (S. 196)

Dem Festei gelingt es, zwei Adler zu schießen, wofür er eine großzügige Belohnung erhält. Natürlich haben die innigen Gebete der Nannei dazugeholfen.

Die Zeit vergeht, das Dschapei wird wieder gesund und hüpft herum, und der Gehilfe erhält eine feste Stelle als Jäger.

Aber eines Nachts hat die Nannei eine unheimliche Begegnung: Ein Fremder öffnet von außen mit einem Messer den Riegel der Hütte.

> Vor der Hütte hatten sich leise Tritte vernehmen lassen. Nun folgte ein Geräusch, als würde eine schwere Last vorsichtig zur Erde gesetzt. Auf dem Lehmboden der Herdstube erlosch jener helle Schimmer, und die Tür knirschte wie unter einem von außen kommenden Druck. In der Klunse erschien eine blinkende Messerklinge, und Ruck um Ruck verschob sich der hölzerne Piegel. Langsam fiel die Tür in die Stube. Auf der Schwelle stand, umrahmt vom Mondschein, eine dunkle Gestalt mit geschwärztem Gesicht. (S. 236)

Die Nannei wird gerade noch durch das Erscheinen des Jägers gerettet.

> Aufkreischend flog Nannei hinaus in die Stube, und während das heulende Gebell des Hundes von der Hütte sich entfernte, sah das Mädel vor der Schwelle

> im Mondlicht den Jäger stehen. In erhobenen Händen hielt er die Büchse, welche krachend ihren Feuerstrahl in die Luft entlud: Nun sank ihm der Kopf in den Nacken, es sanken ihm die Arme, die Büchse fiel klirrend auf die Steine, und lautlos brach der Jäger zusammen. (S. 237)

Der Geschwärzte hat auf den Jäger eingestochen und ist geflohen. Die Wunde ist zwar nicht schwer, aber der Festei bekommt Fieber und erholt sich nur langsam. Unterdessen erkältet sich die gebrechliche Mutter der Nannei und stirbt.

Um das Unglück voll zu machen, verirrt sich das datscherte Dschaperl im tiefen Schnee des frühen Winters. Bald kann es nicht mehr weiter.

> Noch lag es nicht lange, da sah es den Gefürchteten am Eingang der Schlucht erscheinen. Von neuem begann es zu flüchten. Unter seinen Sprüngen klirrte ein Stein, und dieses Geräusch machte den Menschen dort unten aufblicken.

„Ui jegerl, du bist da? No, meinetwegen, Lamplbraten is mir allweil lieber als an alter Gamsbock!“ Lachend hob er die Büchse.

Der Schuß krachte, und der von der Kugel getroffene Steinblock sprühte dem verschonten Tier seine Splitter in das Fell. Das Echo rollte. War die Natur in Zorn geraten über diese Störung ihres weißen Friedens? In der Höhe der stummen Felsen begann sich ein seltsames Leben zu rühren. In verzweifelten Sätzen suchte der Störenfried dem Graben zu entrinnen. Da prasselte, sauste, dröhnte und donnerte die Vernichtung herunter über die Wände: Schnee, Geröll, Rasen, Steine und wieder Schnee und Schnee.

Noch ein leises Grollen und Summen in den Lüften. Dann tiefe Stille. (S. 247f)

Der Wilderer Korbini versucht das Dschapei zu erlegen, löst aber eine Lawine aus und geht darunter zugrunde.

Fast wäre das Dschapei gerettet, da begegnet es dem Wimbacher Jagdgehilfen,

der auf einen dem Lamm nachstellenden Fuchs anlegt, aber das Dschapei trifft.

> Nun hob der Schleicher witternd die Nase; es zog ihn näher, mit klaffenden Zähnen, mit funkelnden Augen. Jetzt duckte er sich zum Sprung. Da schob sich zwischen den weißen Büschen lautlos die Gestalt des Wimbachjägers hervor, der seine Büchse hob.
>
> Wohl sah das Dschapei den Schuß noch blitzen. Den Hall und Widerhall vernahm es nimmer. Es war von allen Leiden seines Lebens erlöst, als der Wimbachjäger wie ein Wilder fluchte: „Himmelherrgott und Bluatsakrament überanand! Was bin ich für a Hornochsenschaf! Hab ich keine Augen nimmer? Oder hab ich Dreck im Gsicht? Ziel auf an Fuchs und derschieß a Lampl! O du heiliger Strohsack!“ (S. 250)

Die Baslerin wird beerdigt, aber kaum jemand begleitet die arme alte Frau auf ihrem letzten Gang. Nur der Festei hat sich mühsam vom Krankenlager erhoben und tröstet die Nannei.

Sie wanderten und schwiegen. Dann sagte Nannei: „Gelt, der Wimbacher Ghilf! Hat er dir's schon verzählt? Gestern is er dagwesen bei mir."

„Auf den hab ich a schöne Wut! So a blinder Heß! Den Fuchs fehlen und –"

„Dös arme Viecherl! Was muß dös ausgstanden haben! A christgläubiger Mensch, wann er stirbt, hat sein' Himmelstrost. Was hat denn so a Viecherl?" (S. 253)

Mittlerweile ist auch offenbar geworden, dass der Trunkenbold Wofei den Vater der Nannei in den Tod gestoßen hat, weil er einmal von ihm geschlagen worden ist. Der mittlerweile völlig verrückte gewordene Alte straft sich vor seiner Einweisung ins Narrenhaus selbst, indem er sein Haus anzündet und darin verbrennt.

Für die Nannei ist glücklicherweise gesorgt: Der Festei hat ihr über die Wintermonate eine Stelle als Kinderfrau bei der Oberförsterin besorgt.

Der Festei und die Nannei wollen heiraten, aber natürlich erst nach Ende der Trauerzeit.

„Und im Frühjahr, so gegen Pfingsten, hätt ich gmeint – oder meinst erst später naus? Dispens war leicht zum kriegen, weil so allein bist! – – Geh, Schatzl, red doch a Wörtl! Bei so ebbes muß man selbander reden!“

„Heut net – an andersmal!“ stammelte Nannei und preßte das unter Tränen glühende Gesicht an die Brust des Jägers, der den Arm um ihren Nacken schlang. „Wie kunnt ich mich erst freuen drüber, wann d’ Mutter noch dabei war!“ Sie hob den Kopf und fuhr mit den Handballen über Augen und Wangen. „Und mein Dschapei! Wann uns dös gute Viecherl so sehen kunnt, so zammghörig! Meinst net? Dös hätt doch gwiß die größte Freud dran!“

„Freilich, ja“, nickte Festei, „aber weißt, mich selber, mich freut’s halt schon am besten!“

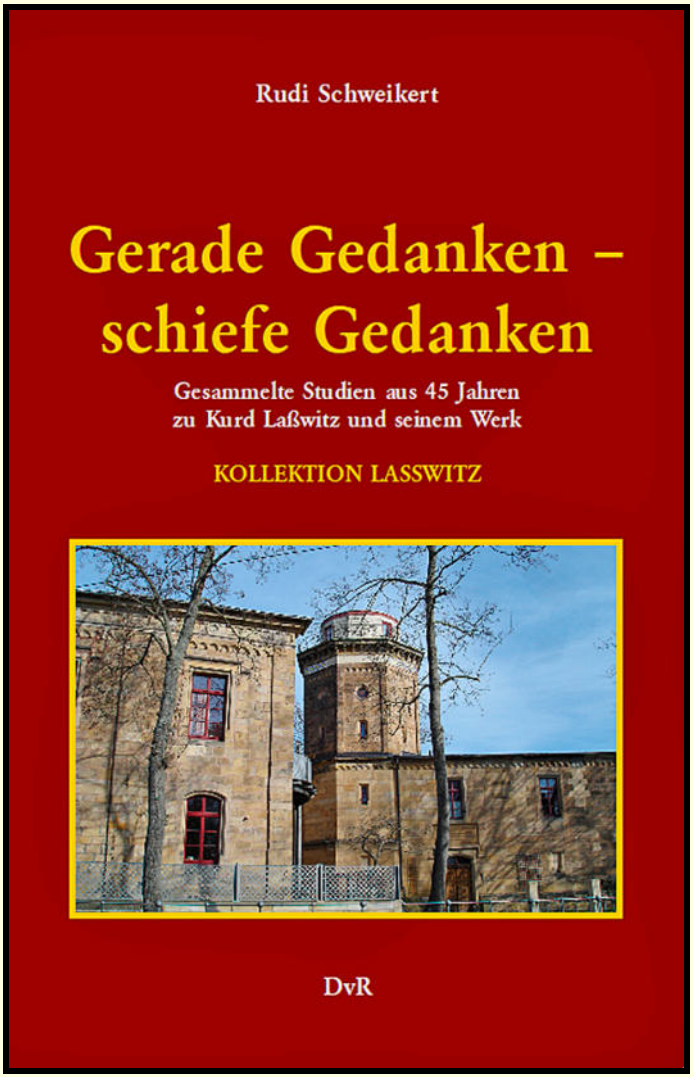
Sie sah zu ihm auf und konnte lächeln.

Er hätte sie gerne geküßt; aber da streifte sein Blick die offene Kammertür und das Fußbrett des leeren Bettes. Er legte nur die verbundene Wange an ihr Haar und sagte leise:

„Heut net – an andersmal!“ (S. 254)

Ende.

Dschapei ist eine rührende und zu Herzen gehende Geschichte über eine junge Frau zwischen zwei Männern – und natürlich auch über das ungeschickte Lamperl, das die eigentliche Hauptfigur zu sein scheint. Der Held und Retter ist eindeutig der Jäger, denn für diesen Beruf hat der passionierte Waidmann Ludwig Ganghofer die größten Sympathien.


Rudi Schweikert
Gerade Gedanken – schiefe Gedanken
Gesammelte Studien aus 45 Jahren zu Kurd Laßwitz und seinem Werk
KOLLEKTION LASSWITZ
DvR

*Schweikert, Rudi: Gerade Gedanken – schiefe Gedanken

Rudi Schweikert [1952–]
Gerade Gedanken – schiefe Gedanken. Gesammelte Schriften aus 45 jahren zu Kurd Laßwitz und seinem Werk
Dieter von Reeken, Kollektion Laßwitz, Abteilung III, Band 3 (PB 400 S./€ 25,00)
Lüneburg 2024
Genre: Sekundärliteratur

> Die hier versammelten Arbeiten zu Kurd Laßwitz sind überwiegend ausgangs der siebziger und anfangs der achtziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts entstanden und wurden für die Wiederveröffentlichung in diesem Band durchgesehen und gegebenenfalls erweitert beziehungsweise etwas aktualisiert, das heißt nur tendenziell, insbesondere in den Fußnoten, auf nach der Erstveröffentlichung oder nach der hier zugrundegelegten Fassung erschienene Forschungsliteratur oder maßgeblichere Editionen als den ursprünglich verwendeten umgestellt. (S. 10)

Rudi Schweikert hat in den siebziger und achtziger Jahren eine Reihe von wissenschaftlichen Arbeiten über Kurd Laßwitz (1848–1910) veröffentlicht. Für den vorliegenden Band wurden die Texte größtenteils überarbeitet und ergänzt, so dass sie in ihrer Gesamtheit alle Aspekte des Schriftstellers beleuchten.

Im ersten Teil gibt uns Schweikert einen Überblick über das Werk von Kurd Laßwitz. Darauf folgen ausführliche Betrachtungen der einzelnen Arbeiten unter besonderer Berücksichtigung des berühmten und bedeutenden Romans *Auf zwei Planeten* von 1897. Der dritte Teil beschäftigt sich mit der Wirkungsgeschichte von Laßwitz' Werk, und der vierte Teil stellt eine Bibliographie des Schriftstellers dar.

Schweikert führt unter anderem aus, dass mit Kurd Laßwitz eine literarisch anspruchsvolle und politisch-philosophisch eindringliche Form der Science Fiction begann, die, wenn sie als Tradition fortgeführt worden wäre, das Gesicht dieser Literaturgattung bis heute bestimmt hätte. Allerdings endete dieser Höhenflug im Jahr 1933, woraufhin der Abstieg der deutschen

Science Fiction in die Trivialität begann, wobei sich die Situation auch nach 1945 nicht besserte.

> Was machte denn Laßwitz' Phantasiestücke in neuer Manier so unterdrückenswert? Vor allem die unangenehme Klarsieht, mit der er die Geburt des totalitären Staates aus dem Geiste der Toleranz in seinem Haupt- und Meisterwerk, übersetzt in so gut wie alle europäischen Sprachen, Auf zwei Planeten (1897), beschrieb. KZ-ähnliche psychophysische Laboratorien, großangelegte ideologische Umerziehungsaktionen, wohlorganisierte Militärpräsenz, ja sogar – der Teufel und die visionäre Kraft zeigen sich im Detail – gelbe Kennmarken, auch Annexionen, Protektoratserklärungen, Blitzkriege und Blitzsiege, die Laßwitz anprangernd ausfabulierte, sind Stich-Worte genug. Seinen als Generalbass stets durchtönenden strikten Pazifismus, der ihm zu Lebzeiten Schulterklopfen aus der damaligen Friedensbewegung und genug Scherereien mit den kaiserlichen Säbel-

> rasslern und Aufrüstern einbrachte, braucht man danach gar nicht mehr groß zu erwähnen. (S. 21)

Gerade Gedanken – schiefe Gedanken ist ein ungemein lesenswertes und informatives Sekundärwerk, das neben seinem fundierten Inhalt vor allem mit dem gepflegten, überaus ansprechenden Stil des Autors glänzt.

Anna Elisabeth Albrecht • Susanne Rebscher
ABENTEUER
WELTERBE
Entdecke besondere Orte
in Deutschland
Illustriert von Anne Ibelings
magellan

Anna Elisabeth Albrecht [1966–] & Susanne Rescher

Abenteuer Welterbe. Entdecke besondere Orte in Deutschland. Illustriert von Anne Ibelings

Magellan (HC 80 S./€ 26,00)
Bamberg 2021, 2. Auflage
Genre: Sachbuch
Fantasia 1134 – 2024

Liebe Leserin, lieber Leser,

Du bist neugierig und abenteuerlustig? Reist gern an andere Orte oder in vergangene Zeiten? Dann hast du genau das richtige Buch aufgeschlagen! Wir nehmen dich mit auf eine ganz besondere Entdeckungsreise: Dabei geht es kreuz und quer durch Deutschland – von Nord nach Ost, nach West und Süd, von der Urzeit bis in die Gegenwart. Zusammen machen wir uns auf die Suche nach den Stätten, die zum deutschen Welterbe zählen. Wo diese Orte liegen, siehst du auf der Karte, wenn du umblätterst. (S. 2)

Das Buch *Abenteuer Welterbe* stellt in kindgerechter Sprache alle sechsundvierzig von der UNESCO als Welterbe anerkannten Stätten in Deutschland vor, von Haitabu und Danewerk in Schleswig-Holstein bis zur Wallfahrtskirche „Die Wies“ im Pfaffenwinkel in Bayern. Ein ausführlicher Text von Anna Elisabeth Albrecht und Susanne Rescher begleitet die herrlichen Illustrationen von Anne Ibelings.

Abenteuer Welterbe ist ein Buch zum Lesen und Staunen, das auch Erwachsenen etwas zu bieten hat.

Seit dem Erscheinen der zweiten Auflage hat die UNESCO ein weiteres Weltkulturerbe in Deutschland anerkannt, nämlich den Donaulimes von Bad Göggingen über Regensburg und Straubing bis Passau.

Vielleicht wird in ferner Zukunft auch Passau selbst zum Weltkulturerbe erklärt. Gründe dafür gäbe es genug: Die Altstatt von Passau ist ebenso bemerkenswert wie die von Regensburg; im Stadtgebiet liegt das Römerkastell Boiodurum; es gibt hier die bemerkenswerte und bestens erhaltene Veste Oberhaus mit Niederhaus; und nicht zuletzt weist Passau mit der Kirche St. Se-

verin, deren Gründung bis ins fünfte Jahrhundert zurückreicht und, wie einige Fachleute meinen, sogar auf den Heiligen Severin von Noricum (410–482) selbst zurückgeht, eine der ältesten Kirchen Deutschlands auf. Allerdings ist von dem ursprünglichen Bau nicht mehr viel erhalten; die jetzigen Mauern der oft umgebauten Kirche stammen aber teilweise noch aus dem neunten Jahrhundert.

Über die Autoren:

Anna Elisabeth Albrecht, geboren 1966 in Hamburg, studierte Kunstgeschichte, Volkskunde und Anglistik in Kiel, London und Hamburg. Seitdem gehören Kunst und Geschichten zu ihrem Alltag wie Lakritz und Fahrradfahren. Die Ideen für ihre Kunst- und Sachgeschichten kommen ihr meistens beim Radeln entlang der Regnitz. Heute lebt die Autorin mit ihrer Familie in Bamberg.

Susanne Rebscher studierte Literaturwissenschaften und Kunstgeschichte und war erst lange Jahre als Lektorin tätig, bevor sie sich ganz dem Schreiben widmete. Schon als kleines Kind erforschte sie gerne antike Ruinen, Burgen, Kunstmuseen und

die Natur. In ihren Kindersachbüchern, von denen etliche ausgezeichnet wurden, weckt die Autorin spielerisch die Neugierde ihrer Leser und nimmt sie mit auf spannende Ausflüge in die Welt des Wissens.

Anne Ibelings wurde 1982 in Bielefeld geboren. Sie studierte in Münster Kommunikationsdesign mit dem Schwerpunkt Illustration. In ihrer Diplomarbeit dokumentierte sie individuelle Lebensräume und seither beschäftigt sie sich mit der Frage, wie Menschen wohnen und zusammenleben. Seit 2009 lebt sie als freie Illustratorin in Dresden und hat Kinder- und Sachbücher mitgestaltet, die in mehrere Sprachen übersetzt wurden.

JUDITH HERRIN
Hauptstadt des Imperiums
Ravenna
Schmelztiegel der Kulturen
»Ein Meisterwerk«
PETER FRANKOPAN
wbg Theiss

Judith Herrin

Ravenna. Hauptstadt des Imperiums, Schmelztiegel der Kulturen
***(Ravenna. Capital of Empire, Crucible of Europe*, 2020)**
wbg Theiss (HC 606 S./€ 39,00)
Darmstadt 2022
Aus dem Englischen von Cornelius Hartz
Genre: Sachbuch

Ravenna war auf dem Höhepunkt seines Einflusses eindeutig eine byzantinische Stadt. In dem Buch *Byzanz. Die erstaunliche Geschichte eines mittelalterlichen Imperiums*, das kurz vor der Veröffentlichung stand, hatte ich starke Argumente ins Feld geführt, dass sich das Byzantinische Reich eben gerade nicht durch Schmeichelei, starre Hierarchien und Manipulation hervorgetan hatte – das sind bis heute die pejorativen Konnotationen des Adjektivs „byzantinisch" –, sondern gerade deshalb über den so langen Zeitraum von 330 bis 1453 hatte Bestand haben können, weil es ganz außergewöhnlich belastbar und extrem

> selbstbewusst war. Diese Stärke wurzelte in einer dreifachen Kombination: Das Rechtswesen und militärische Geschick der Römer verband sich mit griechischer Bildung und Kultur und mit christlichen Glaubens- und Moralvorstellungen. Ein Beweis für diese These ist die große Vitalität der Außenposten von Byzanz, die nach der Eroberung der Hauptstadt im Jahr 1204 ein byzantinisches Eigenleben führten; meine Aufsätze zu diesen Außenposten, unter denen Ravenna eine besondere Rolle spielte, sind unter dem Titel *Margins and Metropolis* erschienen. (S. 19)

Die Stadt Ravenna wurde etwa im sechsten Jahrhundert vor Christus von Etruskern gegründet; sie erhielt 88 v. Chr. das römische Bürgerrecht; war ab 402 n. Chr. Kaiserresidenz; und war ab 493 n. Chr. Residenz von Theoderich dem Großen. Der Sage ist sie als „Rabenstadt“ von Dietrich von Bern bekannt.

Judith Herrin zeichnet in *Ravenna* die wechselvolle und dramatische Geschichte dieser alten Stadt nach, die im Zweiten

Weltkrieg schwer beschädigt, dann aber wieder sachgerecht restauriert wurde, bis zu Karl dem Großen nach. Die Autorin bedient seiner einer leicht fasslichen Sprache und befleißigt einer wissenschaftlichen Genauigkeit, wovon auch ein umfassender Anhang zeugt.

DAVID I. KERTZER
DER PAPST, DER SCHWIEG
Die geheime Geschichte von Pius XII., Mussolini und Hitler
wbg Theiss

David I. Kertzer
Der Papst, der schwieg. Die geheime Geschichte von Pius XII., Mussolini und Hitler
***(The Pope at War. The Secret History of Pius XII, Mussolini, and Hitler*, 2022)**
wbg Theiss (HC 704 S./€ 39,00)
Aus dem Englischen von Tobias Gabel und Martin Richter
Genre: Sachbuch

Im März 1939, als die Welt einem katastrophalen Krieg entgegentaumelte, versammelten sich die Kardinäle der katholischen Kirche, um einen neuen Pontifex maximus zu wählen. Der Mann, den sie wählten, sollte zu einem der umstrittensten Päpste der Kirchengeschichte werden. Von den einen fast wie ein Heiliger verehrt, von anderen mit Verachtung bedacht, gab PiusXII. Anlass zu erbitterten Debatten um sein Verhältnis zu den Regimen Hitlers und Mussolinis und sein Handeln im Zweiten Weltkrieg. Seine Kritiker werfen ihm eine Schwäche für Diktaturen und eine Abneigung gegen Juden vor: Wie

> sonst konnte er sich zu schweigen entschließen, als sechs Millionen Juden im Holocaust ermordet wurden? Allzu leicht habe er sich von Mussolini und Hitler einschüchtern lassen und allzu oft Opportunismus über Prinzipientreue gestellt. Die Verteidiger Pius' XII. malen dagegen ein anderes Bild, ein Bild voller Tugenden. Demnach war er ein Mann von seltenem Mut, der – obschon selbst bedroht von Entführung, wenn nicht Ermordung – heldenhaft den Nazis und ihren faschistischen Verbündeten in Italien entgegentrat. Keineswegs habe er Gleichgültigkeit gegenüber dem Schicksal der europäischen Juden gezeigt, sondern unermüdlich und wirksam daran gearbeitet, sie zu retten. (S. 22)

Es sind zwei Geschichten über das Verhältnis zwischen Papst Pius XII. und Hitler im Umlauf: Die eine besagt, dass die Naziführung nach dem Sieg an der Westfront von der Kirche verlangt hätte, eine Liste aller katholisch getauften niederländischen Juden zu liefern, da diese dann verschont würden. Da der Papst ablehnte – wohl in

berechtigter Befürchtung, diese Liste würde verwendet, um die getauften Juden aufzuspüren –, hat man im Gegenzug sämtliche Juden deportiert, ob katholisch oder nicht. Dies habe den Papst so eingeschüchtert, dass er Hitler nie wieder öffentlich zu widersprechen wagte.

Die andere Geschichte berichtet von den Enthüllungen deutscher, nazifreundlicher Zeitungen über den – vermutlich nicht einmal erfundenen – Kindesmissbrauch katholischer Priester. Diese Kampagne wurde so lange fortgeführt, bis der Papst versprach, nicht gegen die Nazis zu predigen.

Zumindest die Zeitungsartikel aus dem Dritten Reich sind real und können nachgelesen werden. Was darüber hinaus der Wahrheit entspricht und was nicht, kann der interessierte Leser in dem Buch *Der Papst, der schwieg* erfahren. David I. Kertzer vertritt darin vor allem die Ansicht, dem Papst sei es bezüglich des Wohls seiner Schäflein angelegen gewesen, sich zumindest mit Mussolini, den er für weniger radikal als Hitler hielt, gut zu stellen. Besondere Bedenken verursachte ihm die Tatsache, dass viele Mitglieder der Kirche fromme,

gläubige Katholiken und zugleich überzeugte Faschisten waren, ein Dilemma, das nicht einmal ein Papst aufbrechen konnte.

Der Papst, der schweigt legt die Geschichte der Beziehung zwischen der Katholischen Kirche und dem Faschismus auf beiden Seiten der Alpen in aller Ausführlichkeit dar und untermauert seine Thesen mit einem ausführlichen wissenschaftlichen Apparat.

Wenn es um das Dritte Reich geht, steht die Haltung der Katholischen Kirche stets im Mittelpunkt, während man keinen Blick auf die Protestantische Kirche wirft, von dem Märtyrer Dietrich Bonhoeffer einmal abgesehen – was vielleicht auch daran liegt, das die Katholiken ein zentrales Oberhaupt haben und die Protestanten nicht. Auch erwartet man seit den Glaubenskriegen von der Katholischen Kirche eher eine Konfrontation und von der Protestantischen eher eine Einigung mit den jeweiligen Machthabern.

Trotzdem wäre eine Betrachtung der protestantischen Aktivitäten im Dritten Reich nicht ohne Nutzen: Da gab es beispielweise den Pastor und Leiter der Kir-

chenbuchstelle Alt-Berlin Karl Themel (1890–1973), der mit einer Reihe von Mitarbeitern auf eigene Faust die Berliner Kirchenbücher nach vor Jahrzehnten oder gar Jahrhunderten getauften Juden und deren Nachkommen durchsuchte und die Tausende von Ergebnissen der Reichstelle für Sippenforschung zuleitete, um Berlin aufs Gründlichste von Juden zu reinigen, ob getauft oder nicht. Er wurde nach dem Krieg entlastet und bei seinem Tod mit hohen Ehren beigesetzt.

Die Evangelische Kirche hat überdies Zwangsarbeiter beschäftigt und in Berlin-Neukölln sogar ein eigenes Lager unterhalten.

40 JAHRE
DER HEXER
Das Jubiläumsbuch
Alles über Robert Craven
und seinen Schöpfer
WOLFGANG HOHLBEIN

Michael Schönenbröcher, Ute Müller, Peter Thannisch & Dieter Winkler, Hrsg.
40 Jahre Der Hexer. Das Jubiläumsbuch. Alles über Robert Craven und seinen Schöpfer Wolfgang Hohlbein
Bastei-Lübbe (HC 144 S./€ 18,00)
Köln 2024
Genre: Sekundärliteratur

„Der Baumdämon“ ist mein Favorit unter allen HEXER-Romanen, und ich will erzählen, warum. Ohne ihn wäre ich vielleicht kein Schriftsteller geworden.

Ich habe das Heft gleich bei Erscheinen gelesen – damals war ich fünfzehn –, weil mein bester Freund Peter Huth meinte, dieser Robert Craven klinge verdächtig nach Wolfgang Hohlbein. Ich las die ersten paar Seiten und war derselben Meinung: Gar keine Frage, Craven war Hohlbein. Der verschachtelte, aber immer klare Satzbau, bestimmte Lieblingswörter, die er häufig benutzt, vor allem seine Angewohnheit, Figuren über heftige Konflikte miteinander zu charakterisieren – das alles waren klare

> Indizien. Wir waren zwei Fünfzehnjährige, keine Literaturwissenschaftler, aber wir hatten das Gefühl, einem der größten Geheimnisse der Buchwelt auf die Spur gekommen zu sein. (S. 4, „Vorwort“ von Kai Meyer)

Der Hexer von Salem ist eine Heftromanserie von Wolfgang Hohlbein, von der zuerst acht Nummern innerhalb der Serie *Gespenster-Krimi* und dann neunundvierzig weitere Ausgaben als eigenständige Serie erschienen, von 1985 bis 1987, im Bastei-Verlag. Neben dem Hauptautor schrieben auch gelegentlich Frank Rehfeld, Michael Schönenbröcher, Hans Wolf Sommer und Karl Ulrich Burgdorf. Es folgten Neuauflagen als Bücher sowie eigenständige Romane in Buchform. Als vorgeblicher Autor fungiert der Icherzähler, der Dämonenjäger Robert Craven, der im London des neunzehnten Jahrhunderts lebt und kämpft.

Zum vierzigjährigen Ersterscheinen der Serie kommt bei Bastei-Lübbe der Jubiläumsband *Der Hexer* heraus, herausgegeben von Michael Schönenbröcher, Ute Müller, Peter Thannisch und Dieter Winkler.

Nach einem huldreichen Vorwort von Mai Meyer folgt eine Biographie des Meisters; ein Interview mit Wolfgang Hohlbein; ein Aufsatz über den Hexer und seine Welt; Erinnerungen an die Roman-Serie; eine Betrachtung über das Necronomicon; eine Würdigung von Howard; „Erntezeit“, ein brandneuer *Hexer*-Roman von Wolfgang Hohlbein; Farbseiten mit allen Heftcovern; ein Bericht über die Großen Alten; die Chronologie des Hexers; Wolfgang Hohlbein privat; Hexer-Cartoons; Anekdoten; ein Bericht über den Weg des Hexers; und eine Liste sämtlicher *Hexer*-Romane.

Mit diesem Buch wird das Herz jedes *Hexer*-Fans zum Träumen gebracht!

ALLES GEHT WEITER
Erzählung

Michael Wiedorn

Es ist doch heute ein ganz normaler Tag. Es ist nicht mehr so heiß wie in den letzten Tagen. Das ist gut so. Es ist Ende Juli. In diesem Sommer wird es wieder glühend heiß werden. Die Menschen werden sich an Seen bräunen. In den letzten Tagen und Wochen ist nichts mehr geschehen. Ich bin außer Gefecht und zähle nicht mehr. Alltag und Routine. Was soll noch in absehbarer Zeit geschehen? Was soll noch in meinem Leben geschehen? So schnell stirbt man nicht.

Nachts auf einer Straßenkreuzung. Polizeiwägen mit flackerndem Blaulicht. Ein Notarztwagen mit geöffneter Türe. Die Straße ist mit Bändern abgesperrt. Ein in Decken gewickelter Körper liegt beunruhigend stumm auf einer Bahre auf dem Asphalt. Vom Körper ist nur der bleiche Kopf eines jungen Mädchens zu sehen. Hat sie ein Schock zu Stein erstarren lassen? Liegt vielleicht eine Schaufensterpuppe auf der Straße? Neben der Bahre liegt ein zertrümmertes Fahrrad. Ein in seine Einzelteile zersprungenes Handy. Der Akku liegt funktionslos und nackt auf der Fahrbahn.

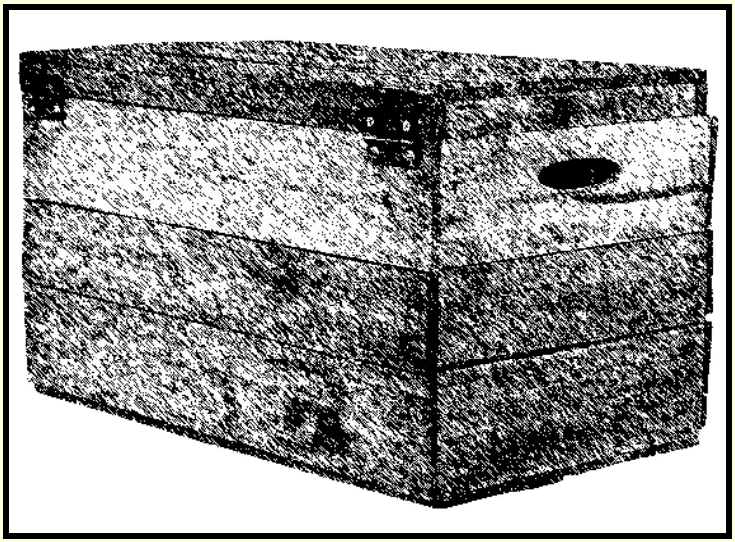
Das heutige Datum wird sich tief in das Gedächtnis des Mädchens eingraben, falls es jemals wieder zu Bewußtsein kommt. Der Tag, bis zu dem sie von jungen Männern begehrt wurde, bis zu dem sie sorglos lebte und jung war. Der Tag, der plötzlich hereinbrechende Augenblick, der sie auf einen Schlag in einen verstümmelten Krüppel verwandelte. Ihr Todestag. Zu Hause wartet auf sie das zubereitete Abendessen, das schon angefangen hat zu verrotten. Seit Wochen büffelte sie für die Prüfung, die morgen stattfinden wird. Sie hatte das

Fahrrad bestiegen. Sie fuhr in die dunkle, fast schwarze Straße hinein. Ein zunehmender Druck im Kopf. Plötzlich riß sie eine unbändige Wucht ins Schwarze.

Das Zimmer in der Intensivstation strahlt von blendendem Weiß. Krankhaft. Es ist still. Nur ein gleichmäßiges Piepen. Ein altersloser, geschlechtsloser, totenbleicher Kopf liegt reglos inmitten der blütenweißen Bettwäsche. Vielleicht träumen die Patienten kurz vor dem Exitus, daß sie von einem Unbekannten über Wiesen mit weißen Blumen woandershin geleitet werden. Weiße, duftende Blüten. Ein kurzer Augenblick hat schlagartig alles verändert. Draußen im Sommer treffen sich Freunde, spazieren Hundehalter mit ihren Tieren. Es wird gegessen und getrunken und Romane und Zeitungen gelesen.

Man darf es nicht zu eilig haben. Das Leben geht seinen Gang. Ein junger Mann, der eine Zeit lang am Bett saß, steht langsam auf, öffnet die Türe zur Welt und verschwindet. Die Angehörigen sind verständigt worden. Die Wohnung - ein ganzes Leben - wird aufgelöst. Das Piepen ist schon lange verstummt.

Die Krankenschwester wird die durchgeschwitzte Bettwäsche abziehen und für den nachfolgenden Patienten neue Wäsche überziehen. Alles geht weiter.

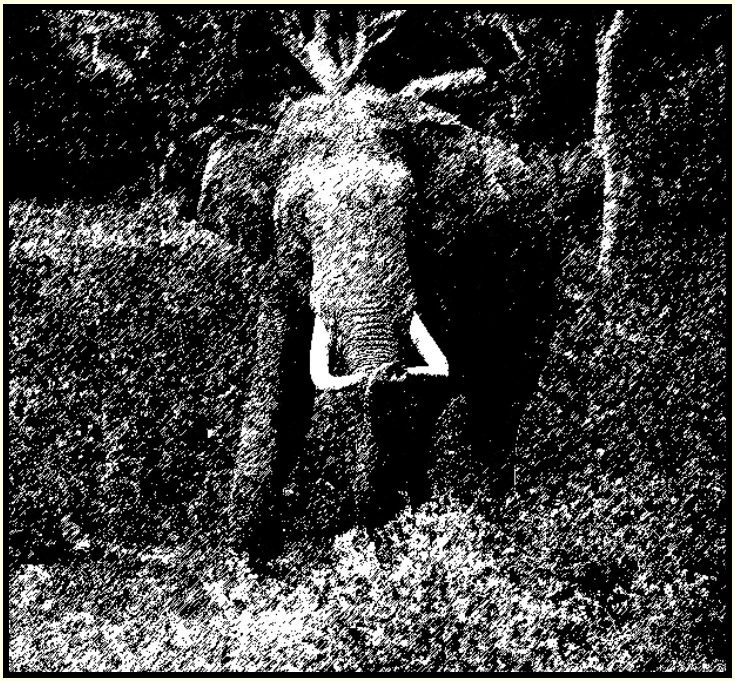


JAREKS KISTE
Erzählung

Adrian Brauneis

Was ihm wichtig war, legte Jarek in eine Schachtel. Und die Schachtel trug er immer bei sich. Zuerst war es nur ein Schächtelchen gewesen. Aber immer mehr Dinge wurden Jarek wichtig. So wuchs das Schächtelchen. Stetig. Aus dem Schächtelchen wurde eine Pappschachtel und aus der Schachtel eine hölzerne Kiste. Jetzt würde sogar Jarek selbst darin Platz gefunden haben. Da hatte er sie freilich schon lange nicht mehr mit sich tragen können. Das zur Kiste mutierte Schächtelchen musste in seinem Zimmer bleiben. Tag für Tag wartete

sie hier geduldig auf Jareks Heimkehr, dazu bereit, mit allem, was Jarek zwischenzeitlich wichtig geworden war, gefüllt zu werden. Jareks Mutter allerdings sah gar nicht gerne, wie ihr Sohn an den Dingen klebte. Groß war also ihre Erleichterung, als Jarek eines schönen Frühlingstages nicht neuen Plunder mit nach Hause gebracht, sondern einen Schulkameraden eingeladen hatte. Benjamin. Sein neuer bester Freund, erklärte Jarek mit großem Ernst. Und prompt verschwanden die beiden in Jareks Zimmer. Auch dieser schöne Frühlingstag würde ja nur allzu bald ein Ende gefunden haben. Das gab ein grosses Hallo, wie die Kinder da in Jareks Zimmer tobten. Aber Jareks Mutter wollte sich nicht stören lassen. Zu glücklich war sie darüber, dass ihr Sohn Gesellschaft gefunden hatte. So gedachte sie Benjamin zum Abendessen einzuladen. Als sie Jareks Zimmer jedoch betrat, fand sie ihren Sohn hier alleine vor. Ganz außer Atem saß er da, den Deckel seiner großen Kiste beschwerend.



DER ELEFANT
Erzählung

Christian Knieps

Als sich in einem kleinen indischen Dorf plötzlich ein Elefant inmitten der Häuserreihen wiederfand, einer dieser uralten Elefanten, die zum Sterben ihre Herde verlassen, legten alle Dorfbewohner ihre Arbeit umgehend nieder und liefen nach Hause. Auch Salil ließ seine Arbeit ruhen, legte das Schneidewerkzeug weg und folgte dem Strom der Dorfbewohner zurück in die Häuser. Erschrocken von dem Aufwallen der Bewegungen im Dorf kam Salils Frau

mit dem Neugeborenen just in dem Moment aus dem Haus, als Salil hineinstürmte. Was denn los sei, rief sie ihm hinterher und er rief zurück, dass ein Elefant im Dorf sei, sodass sie sich nun endlich von den Sünden der Zeit reinigen könnten. Salil jagte in den hinteren Raum, suchte in einer mit Steinen beschwerten Truhe nach seiner Machete und eilte an seiner Frau vorbei in Richtung Ortsmitte. Sie rief ihm viel Glück hinterher und ging zurück ins Haus, um dem Neugeborenen, das die Unruhe zu spüren schien, die Brust zu geben.

Salil schloss sich einem Strom von bewaffneten Männern an, die in die Dorfmitte drängten. In Scharen sammelten sie sich um den zentralen Platz, auf dem in der Mitte ein Brunnen thronte und beinahe jeden Tag Markt abgehalten wurde, wenn die Bauern aus der Umgebung ihre Ernte feilboten. Doch zu dieser Stunde, in der schwülen Hitze des frühen Nachmittags, lag über dem Dorf eine merkwürdige Stille, und außer dem gelegentlichen Klappern der metallenen Waffen war nichts zu vernehmen. Salil beobachtete, wie die anderen Männer, den Elefanten, der neben dem Brunnen auf

die Knie gegangen war, um sich auszuruhen. Wenn der Koloss sich zur Seite, auf den Brunnen, fallen lassen würde, wäre das steinerne Rund binnen eines Augenblicks dahin, denn das Gewicht des Bullen war immens. Doch nichts regte sich und keiner der Männer machte auch nur einen Schritt nach vorne, denn so wollte es die Legende der Reinigung der Zeit, dass sich niemand dem Elefanten nähern durfte, sollte dieser nicht auf seinen vier Beinen stehen. Somit hielten sie alle den Abstand vom Bullen, beobachteten aber jede seiner Bewegungen, denn wenn er sich noch einmal aufraffen würde, begänne das zeremonielle Kämpfen um die Reinigung.

Salil stand neben zwei Männern, die, wie er, das Gewicht auf das eine Bein verlagerten, bereit, nach vorne zu springen, sobald sich der Elefant bewegte. Er hörte, wie angestrengt sie atmeten, wie sie keuchend immer wieder den Atem anhielten, um ihn stoßweise auszupusten. Sie alle schwitzten in der prallen Sonne, und Salil meinte auch den Elefanten schwitzen zu sehen, obwohl das eher eine Fata Morgana sein musste.

Langsam wurde die Menge ungeduldig, denn jeder befürchtete, dass sich der Bulle bald zur Seite werfen würde, um seinen Todeskampf anzutreten. Damit wäre aber alles verloren, alle Chancen, sich für alle Lebenszeiten zu reinigen, wären dahin, und das Dorf würde weiter in der bisherigen Unreinheit leben müssen, solange, bis der nächste Elefant in das Dorf kommen würde - was allzu selten geschah. Salils Gedanken wanderten während des Wartens in der prallen Sonne umher; er fragte sich, ob er von einem Dorf gehört hatte, in das ein Elefant zum Kampf um sein Leben gekommen wäre, und er die Geschichte nicht ins Reich der Legenden verfrachten würde, sondern die echt war. Ihm fiel kein Beispiel ein, sondern nur Erzählungen seiner Eltern und Verwandten, die ihm von rituellen Reinigungen in Dörfern berichteten, deren Namen er schon wieder vergessen hatte, da es keine in der Nähe waren.

Die Sonne zog weiter am Himmel voran und die Männer im Kreisrund schwitzten.

Ob sich die Zeit nun eine Stunde oder ein ganzes Jahr weiterbewegt hatte, konnte wohl keiner der wartenden Männer genau

beantworten, denn alle befanden sich in einer rituellen Trance, die stärker war als jedes Gefühl, das sie in der Welt hielt. Einige tuschelten, andere setzten sich hin, jedoch wandte keiner die Augen von dem Elefanten ab, der mit schwerer Atmung weiterhin am Brunnen kniete und sich nicht bewegte. Was in seinem Kopf vorgehen mochte, konnte ebenfalls keiner der Männer vermuten, und außer dem Grund, dass der Elefant zum Sterben seine Herde verlassen hatte, gab es keinen anderen, denn zur Futtersuche verließen die Elefanten den schützenden Wald nur dann, wenn absolute Not herrschte, doch die Regenzeit war noch nicht lange her, sodass alle Gräser in gutem Wuchs auf den Lichtungen standen.

Salil stand an der linken Flanke des Elefanten und beobachtete sehr genau jede seiner Bewegungen, das schwere Atmen und die halb geschlossenen Augenlider, die ihm ein Gefühl dafür gaben, wie es dem Elefanten in diesem Moment gehen musste. Um sich die Zeit nicht zu lange werden zu lassen, dachte Salil darüber nach, was er alles von seinem Vater und den anderen Dorfbewohnern über das Leben der Elefan-

ten wusste. Außer dass sie in Herden und im Wald, bevorzugt auf den Trampelpfaden und Lichtungen lebten und sich von Gras und Sträuchern ernährten, dazu den Menschen mieden, aber keinen wirklichen natürlichen Feind hatten, außer wenn sie Junge hatten oder sich zum Sterben aus der Herde verabschiedeten, wusste er von einem tiefen Wesen, von vielen Aufgaben, die sich, wenn sie einmal domestiziert waren, für den Menschen, Hand in Hand, übernehmen konnten, und so zu treuen Wegbegleitern wurden, die eine tiefe Verbundenheit entwickelten, so zärtlich, dass sie trotz ihrer körperlichen Statur niemals etwas aus Boshaftigkeit zertrampelten, sondern nur, wenn sie in Rage oder in einen Angstzustand versetzt wurden, der sie dann blind umhertrampeln und Schaden anrichten ließ. Die Menschen hingegen, die mit den Elefanten umgingen, versuchten ihnen die Arbeitsschritte beizubringen und gingen dabei nicht immer sanft mit den sanften Dickhäutern um, sondern zwangen sie, brachen ihren Eigensinn, ehe beide, nach der Unterwerfung des weitaus größeren Lebewesens, eine lebenslange Symbiose eingin-

gen, die tiefer als vergleichbare Zustände unter vielen Menschen werden konnte. Elefantenführer, die in der hiesigen Sprache Mahut genannt wurden, waren gesellschaftlich angesehene Menschen, die eine ehrenwerte Arbeit durchführten, mit Tieren, die für viele Bewohner dieser Landstriche heilige Tiere waren. Und doch, trotz der Heiligkeit der Tiere für die Menschen, wurden sie immer seltener, sie zogen sich tiefer und tiefer in die Wälder zurück und vermieden jeden Kontakt mit den Menschen und deren zivilisatorischen Gründungen, da sie gelernt hatten, dass sie in einem Konkurrenzverhältnis um den biologischen Raum immer den Kürzeren zogen, wenn der Mensch nicht freiwillig den Rückzug antrat.

Diese Gedanken durchstreiften den Kopf des jungen Vaters Salil, der nicht nur an den Elefanten und seine Beweggründe dachte, sondern auch an seine Familie, an seine Ehefrau, die vor einigen Wochen das zweite Kind zur Welt gebracht hatte, kurz nachdem das erste an einer nicht diagnostizierbaren Krankheit nach kurzem, fiebrigen Kampf gestorben war. Der Schamane

des Dorfes hatte alles versucht, um den Anstieg der Temperatur des kleinen Sohnes zu bremsen, und war so weit gegangen, den kleinen Jungen in sehr heißes Wasser einzutauchen, um den Körper zur Kühlung zu zwingen, doch es half nichts – nach einem Kampf, der nach weniger als zwei Tagen zu Ende war, erlag sein kleiner Sohn dem Todeskampf, völlig erschöpft von den Anstrengungen in den Armen seines Vaters, der zum ersten Mal seit dem Erwachsenwerden heftig weinte. Sogleich hatte sich Salil um die Bestattung des kleinen Sohnes kümmern müssen, da seine Frau kurz vor der Entbindung des zweiten Kindes stand, und kaum, dass die Tränen vom Verlust versiegt waren, hielt er auch schon seine neugeborene Tochter in seinen Armen, die ihm wie das schönste Geschenk der Welt vorkam. Auch wenn er sich in diesem Moment trauriger und schuldiger als alle anderen Menschen der Welt fühlte, weil er sich so sehr freute, obgleich sein Sohn vor so kurzer Zeit gestorben war, schien ihm seine Tochter wie ein neues Geschenk, das ihm die Kraft zum Leben wiedergab. Seiner Frau war die zweite Geburt zwar leichter

gefallen als die erste, doch kaum, dass sie entbunden und das erste Mal gestillt hatte, bekam sie, wie ihr Sohn zuvor, ein hohes Fieber und überstand den Todeskampf nur nach langem Wachen und Hoffen am Krankenbett. Derweil versorgte Salils Mutter das Neugeborene und nach einigen Wochen der Trauer, des Hoffens, des Bangens und des Freuens über die Rückkehr ins Leben kehrte die Normalität in Salils Haus zurück, sodass er glaubte, dass alles wieder seine normalen Bahnen zog - bis zu dem Zeitpunkt, an dem er den Elefanten ins Dorf wanken sah, um sich am Brunnen niederzuknien. Nach allem, was er die letzten Wochen erlebt hatte, konnte Salil nicht anders, als in dem Erscheinen des Elefanten ein Zeichen zu sehen, die Sünden der Zeit loszuwerden und mit dem Tod seines kleinen Sohnes abzuschließen, über den er bisher nicht ausreichend trauern konnte, da er in Furcht um seine Frau und seine kleine Tochter gewesen war.

Nach und nach stieg Salil die Hitze in den Kopf; den Elefanten nahm er nur noch verschwommen wahr und wähnte sich in einer Art Delirium, das einem Fiebertraum

nahe kam. War der Elefant überhaupt noch in der Dorfmitte, neben dem Brunnen? Träumte er das ganze Schauspiel vielleicht nur und lag eigentlich zu Hause auf dem Bett und fieberte im Wahn vor sich her? In einem Fiebersturm, den auch seine Frau nach der Geburt durchleiden musste? Salil schloss die Augen, atmete tief durch, wartete, ob sich etwas änderte, ob er vielleicht das Bett spüren konnte, auf dem er lag, doch nichts als der tuschelnde Lärm der anderen und die sengende Hitze von der Sonne auf seiner Haut, ohne dass sich ein laues Lüftchen regte, waren zu vernehmen, und somit öffnete er die Augen wieder und sah den Elefanten so scharf wie nie zuvor. Dieser hatte seine Augen nun ganz geöffnet und starrte in seine Richtung, starrte ihn an und schien ihm etwas mitteilen zu wollen. Salil nahm den Blickkontakt an und suchte darin, was ihm der Elefant mitteilen wollte, doch ehe er es erraten konnte, schloss der graue, mit Warzen und Abszessen übersäte Elefant seine Augen und brach den Blickkontakt ab.

Jetzt erst schien es, dass Salil den Elefanten zum ersten Mal über seine Bewegungen

und Gründe für sein Hiersein am Brunnen in der Dorfmitte genauer betrachtete. Der alte, graue Dickhäuter hatte nicht nur Abszesse und Warzen überall an seinem Körper verstreut, sondern auch eine für Elefanten an manchen Stellen sehr hell wirkende Haut, während andere Körperstellen aufgrund der vielen Altersfalten sehr dunkel wirkten. Seine Stoßzähne waren sehr lang und elegant gebogen, leicht verdreckt an den Seiten und nicht mehr mit der vollen Strahlkraft junger Stoßzähne. Seine gesamte Körperstatur wirkte wie ein drahtiger, durchaus ausgemergelter Körper, der in den letzten Tagen und Wochen nicht mehr die volle Kraft besaß, um sich ausreichend zu ernähren. Aber nicht, dass der Bulle kraftlos wirkte, nein, vielmehr war er trotz der schweren Atmung immer noch kräftig genug, um im rasenden Modus eine Menschenmasse zu sprengen und notfalls niedertrampeln zu können. Es erschien Salil viel mehr, als dass der Elefant hier am Brunnen Kraft sammelte, um sich bald wieder aufzurichten, viel eher, als dass er gleich zur Seite umfiel, um die letzten Atemzüge zu machen. Nicht nur deshalb

hielten die Männer Abstand zum Bullen, der nur dann bei der traditionellen Reinigung mitwirken konnte, wenn er auf seinen vier Beinen stand und kämpfend besiegt wurde.

Salil sah auch die vielen Narben, die der alte Elefantenbulle in seinem Leben davongetragen hatte. Vor allem seine großen Ohren zeugten von den Kämpfen und Widrigkeiten, die das Tier in seinem Leben erfahren musste. Ob es nun Kämpfe oder stachelige Sträucher gewesen waren, konnte er nicht erkennen, doch die Einkerbungen in den Ohren sprachen Bände. Vor allem eine Einkerbung im linken Ohr, aus dem mehrere Zentimeter fehlten, schien von einem Kampf herzurühren, den der Elefant mit einer langen zusätzlichen Narbe oberhalb quer über die Stirn bezahlt hatte. Doch diese beiden Verletzungen waren längst verheilt und sicher nicht der Grund, warum der Elefant zum Sterben die Herde verlassen hatte.

Diese und viele andere Fragen stellte sich Salil, als er den Elefanten mit seinem erneut verschleierten Blick untersuchte, und die möglichen Antworten schienen mit einem Mal völlig unwichtig, genau in dem

Moment, als sich der Elefant zu bewegen begann, ein Ruck durch den grauen Riesen ging und er versuchte, mit dem knienden, rechten Bein aufzustehen. Der erste und zweite Versuch misslang, doch mit dem dritten Schwung stand der Bulle nicht nur auf seinem einen Bein, sondern auf allen Vieren, und plötzlich waren alle Männer, die vorher drohten, im Delirium einzutauchen, hellwach, denn nun war jedem klar, dass mit dieser Entwicklung die Reinigung des Dorfes beginnen konnte, ganz so, als hätte der Elefant die erste Runde in einem nun folgenden Boxkampf eingeläutet und wartete jetzt auf die Angriffe der Menschen, die tatsächlich auf einen möglichen Angriff lauerten.

Da weder Salil noch irgendein anderer aus dem Dorf jemals an einer rituellen Reinigung teilgenommen hatten und niemand wusste, wie die Spielregeln waren, außer dass der Elefant aus eigener Kraft stehen und wehrhaft sein musste, hielten sie sich zunächst mit einem Angriff zurück und beobachteten nicht nur den Elefanten, sondern auch die Menge der Männer, die allesamt die Waffen erhoben hatten, um sich

gegen einen Angriff des Elefanten erwehren zu können.

Die Zeit floss wie ein schlickversetzter Sturzbach, zäh und ohne das Gefühl eines Fortkommens, als aus dem Nichts heraus einer der jungen Männer von der Gegenseite mit lautem Gebrüll auf den Elefanten losstürmte und vor Schreck zu Boden ging, als dieser den Kopf drehte und mit seinen Stoßzähnen auf ihn zuschwenkte. Dieser Schwenk war der Startschuss für die anderen Männer zum Angriff, und Salil beobachtete aus seiner Position heraus, wie sich immer mehr Männer aus der Gruppe lösten, um auf den Elefanten loszustürmen, und der eine oder andere vermochte es auch, mit seiner Waffe die Haut des Elefanten einzuritzen, wobei sie jedoch nicht an die Stellen gelangten, die sie anzugreifen beabsichtigten.

Nun waren mehr als die Hälfte der Männer bereits einmal auf den Bullen zugestürmt, und Salil verstand so langsam, was seine Aufgabe bei diesem Ritus sein würde, und somit spannte er seine Muskeln an, schloss kurz die Augen, murmelte einen Spruch zu sich selbst, öffnete die Augen

wieder und stürmte ohne Gebrüll auf den Elefanten zu, der noch vor kurzem in die andere Richtung geschaut hatte, jetzt aber den Kopf zu ihm drehte, wodurch Salil abbremsen musste, um nicht vom Schwung der Stoßzähne verletzt zu werden. Dieser Schwung des Elefanten ließ die Anstürmenden von der anderen Seite jedoch an seinen Stoßzahn gelangen, wo sie ihm tiefe Schnitte zufügten. Voller Schmerzen drehte der Elefant seinen Kopf zurück, und Salil ergriff die Gelegenheit, um seine Machete tief in das aufgerissene Fleisch neben dem Stoßzahn auf seiner Seite zu stechen. Es blieb ihm kaum Zeit, denn der Elefant drehte seinen Kopf wie wild zurück, sodass Salil die Machete loslassen musste, um nicht getötet zu werden, und nun begann der Bulle, sich nicht nur mit dem Kopf zu verteidigen, sondern bewegte auch seinen massigen Körper. Wie durch ein Wunder erwischte der zentnerschwere Bulle den am Boden liegenden Salil nur mit der Kante seines Fußes und quetschte ihm so ein Stück Haut und Fleisch darunter, aber es brachen keine Knochen in Salils Körper. Sogleich vermochte es Salil, sich wegzudrehen, auf seine Bei-

ne zu kommen und im Wahn auf den Elefanten zuzustürmen, um ihm die Machete aus der Backe zu reißen, was ihm mit einem waghalsigen Manöver auch gelang. Unter dem schwenkenden Rüssel hindurchtauchend lief Salil Richtung Platzende und musste sich dort an eine Häuserwand anlehnen, da er drohte, keine Luft mehr zu bekommen. Völlig außer Atem und ohne jedwede Kraft beobachtete Salil hinter einem Schleier aus Schweiß und Tränenflüssigkeit, wie die anderen Männer mit den Waffen auf den Elefanten einstachen und ihm immer tiefere Wunden rund um die Stoßzähne zufügten. Der Turm aus Fleisch wankte unter den Schmerzen, hielt sich jedoch noch auf den Beinen.

Der blutige Kampf hielt an und die Salven der Heranstürmenden ließen den Elefanten merklich kraftloser werden, als für Salil unerwartet einer der Männer nicht seine Waffe in das Fleisch des Tieres treiben wollte, sondern mit voller Wucht an einen der beiden Stoßzähne sprang, abrutschte und zu Boden fiel. Dabei schlug er hart auf und blieb bewusstlos liegen. Anstatt dass ihm einer zur Hilfe kam, spurteten nun

auch andere los und schmissen sich an die Stoßzähne. Immer und immer wieder rutschte einer von ihnen ab und fiel hart auf den steinigen Boden, und nicht wenige von ihnen wurden von dem umhertollenden Bullen getreten, sodass nicht nur deren Knochen brachen; doch die Attacken verfehlten nicht ihr Ziel, denn ohne jede Vorwarnung löste sich der linke der beiden Zähne und zusammen mit der Trophäe fielen die beiden Männer zu Boden und hielten den Gewinn fest. Umso lauter und wilder schrie nun der Elefantenbulle, dessen Gesicht blutüberströmt war, und jene Angreifer, die gerade losstürmen wollten, hielten sich zurück und beobachteten erst einmal die neuen Entwicklungen.

Für Salil war nun klar, dass die beiden auf dem Boden liegenden Männer für alle Zeiten gereinigt sein würden, und dass der Elefant nun nicht mehr zwei Gelegenheiten bieten würde, sondern nur noch eine. Salil hatte sich inzwischen genügend ausgeruht, um in der nun folgenden Welle mit anzugreifen, als der Bulle plötzlich und unerwartet seinen blutenden Kopf in die Höhe reckte, das erste und einzige Mal während

seiner Anwesenheit im Dorf trompetete und ohne auf die Angreifer zu achten, loslief, um den Platz und damit das Dorf in Richtung Wald zu verlassen. Vom Trompetenstoß und der augenblicklichen Entwicklung überfordert, waren die Männer wie paralysiert und bahnten dem heranlaufenden Elefanten sogar eine Schneise, durch die er laufend den Platz, dann die ersten Häuser und schlussendlich das Dorf verließ. Eine triefende Blutspur hinterlassend, folgten dem Elefanten die Augenpaare der Angreifer, von denen sich die ersten aus ihrer Paralyse lösten, um dem Elefanten hinterherzueilen. Auch Salil stürmte los, hielt seine Machete fest umklammert und jagte der Spur des Elefanten nach, der einen gehörigen Vorsprung hatte und trotz seines Alters und Verletzungen kein langsamer Läufer war. Nach nur wenigen Augenblicken hatte der Bulle den Rand des Dorfes hinter sich gelassen und tauchte in das Dickicht der Sträucher ein, die nach einer weiteren Strecke in einen nahen Wald übergingen.

Salil sprach sich Mut für die Jagd nach dem letzten Zahn zu, denn er kannte diesen Wald wie kaum ein anderer im Dorf und

ging in Gedanken die Möglichkeiten durch, die dem Elefanten offenstanden. Salil vermutete, dass sich der Elefant den naheliegendsten Weg zum Gewässer suchen würde und hastete daher einen Weg durchs Dorf entlang, den nur die nahmen, die den Elefanten nicht nur verfolgen, sondern ihm den Weg abschneiden wollten, wenn er sich nach dem Eintritt in das schattige Reich der Pflanzen nach rechts wendete, um zum Wasserlauf zu gelangen. Insgesamt waren sie zu sechst, wie Salil mit einem kurzen Blick zur Seite und nach hinten feststellte – die anderen waren dem Elefanten einfach auf dessen Spur gefolgt. Unter seinen fünf Mitverfolgern waren zwei ältere, erfahrene Männer, die den Wald wohl ebenso gut kannten wie er selbst, während zwei andere wohl nur deswegen diesen Weg nahmen, weil Salil ihn genommen hatte; beide waren ihm seit langer Zeit bekannt und im selben Alter, und scheinbar ahnten sie, dass Salil den Weg durch den Wald wie kaum ein zweiter kennen würde. Den sechsten im Verbund, der diesen sonderbaren Weg nahm, war einer aus der obersten Kaste, die dieses Dorf seit Jahr-

hunderten regierten, ein jugendlicher Draufgänger, dem es auf keinen Fall gelingen durfte, dass er sich von seinen gesamten Sünden reinwaschen konnte, denn nicht nur Salil wusste von einer Unmenge von Sünden, die dieser junge Mann in seinem kurzen Leben bereits angehäuft hatte.

Diese Erkenntnisse schossen Salil durch den Kopf, als er an der Spitze der sechs Männer durch die erste grüne Wand des Waldes preschte und plötzlich im Schatten stand. Die Augen mussten sich erst an die neue Dunkelheit gewöhnen, doch da Salil die ersten Meter auswendig wusste, konnte er loslaufen, während die anderen alle innehielten und warteten. So gewann er einige Meter und war bereits um die nächste Ecke verschwunden, als er hörte, wie die anderen fünf sich in Bewegung setzten. Schnell sprang er zur Seite, durchschlug mit seiner Schulter eine Blätterwand, lief einige Schritte, duckte sich unter einem hervorstehenden Ast hinweg und warf sich auf den Boden. Er sog die Luft ein und versuchte möglichst lautlos zu atmen, obwohl sein Herz wie wild raste. Er schien seine Mitläufer abgehängt zu haben, denn nach einer

kurzen Weile des regungslosen Liegens auf dem Boden vernahm er ihre Stimmen weiter voraus. Langsam kämpfte sich Salil nach oben und überblickte seinen Standort. Wenn er sich runter an den Wasserlauf durch das dichte Gestrüpp kämpfen würde, könnte er den Weg entlang des Wassers, gegen den Strom laufen, und wäre somit - wenn seine Annahme stimmte, welchen Weg der verwundete Elefant nähme - vor allen anderen an jenem Ort, an dem seine Sünden reingewaschen werden würden.

Der Weg, der keiner war, ging steil bergab, teils musste er auf seinem Hosenboden einen gerölligen Abhang hinuntergleiten, teils robbte er sich unter dichten Verästelungen hindurch, um im nächsten Moment einem seiltänzerischen Affen gleich an einem Ast hängend über eine kleine Senke hinüberzuturnen. Endlich erreichte er, indem er sich mitten durch ein Dornengestrüpp zwängte, an den Wasserlauf, der vor ihm in aller Friedfertigkeit mit gemächlichem Tempo entlanglief. Salil blieb für einen Moment stehen und atmete tief durch, ließ die Ruhe der Szenerie in sich eindringen und genoss die friedliche Stille,

die nur durch das sanfte Plätschern des Wassers getrübt wurde.

Dann erinnerte er sich an seine Aufgabe, untersuchte seine Haut nach Riss- und Schürfwunden, fand davon einige, jedoch keine ernsthaft gefährlichen, beugte sich zum kristallklaren Wasser hinab und wusch sein Gesicht und seine Arme, die neben seinen Beinen vor allem die Widerspenstigkeit des dschungelartigen Waldes erleiden mussten. Trotz des Brennens der Haut aufgrund der Berührung mit dem kalten Wasser erschien es Salil als das Wegwaschen des gesamten Schmutzes, der sich in der letzten Zeit auf ihn gelegt hatte, und als er sich gereinigt fühlte, hatte er für einen Augenblick den eigentlichen Grund seines Aufenthalts im Wald vergessen.

Erst als er sich anstrengte, über den Grund nachzudenken, entdeckte er die Machete, die auf dem nackten Stein neben dem Flusslauf lag, hob diese auf und drückte sich nach oben, um den Elefanten und dessen zweiten Zahn zu jagen. Salil lief zwar in einer hohen Geschwindigkeit und mit waghalsigen Sprüngen am Fluss entlang, doch es hatte sich etwas verändert. In

seiner Entschlossenheit, dem Elefanten den zweiten Zahn abzujagen, waren Risse aufgetaucht. Die drängendste Frage war jene, ob seine Sünden von allen Zeiten überhaupt gereinigt werden könnten, wenn sich der Elefant nicht mehr im Dorf befand, sondern mitten im Wald, dort, wo er zu Hause war, in seinem Reich. Dazu kam die Unsicherheit, warum er überhaupt losgelaufen war, anstatt erst einmal über diese Tatsache nachzudenken.

Salil war mit einem Mal verwirrt und blieb stehen, um sich seine Situation durch den Kopf gehen zu lassen. Der Elefant würde zur Not auch auf ihn warten, da war er sich sicher, doch sollte er den Elefanten überhaupt noch suchen? Was würde es ändern, wenn er den zweiten Zahn mit ins Dorf brächte? Wäre er dann ein anderer Mensch? Wäre er dann für alle Zeiten gereinigt oder nur für den Moment ein besonderer Mensch, einmal aus dem Schatten der Zeit hervorgetreten, um vom Schicksal ausgeleuchtet zu werden, einmal und dann nie wieder? Würde er Teil einer jener Legenden werden, die sich andere Männer in

anderen Dörfern anhören würden, um an ihnen zu zweifeln?

Salil trat zum Wasser, das sich an dieser Stelle zu einem kleinen Stausee sammelte, ging in die Knie und beobachtete sich im Spiegelbild des Wassers. Leichte Wellen zogen durch sein Gesicht, wie Wellen der Zeit, die um ihn herum kreisten, doch es war nicht, als würde er sich in einem Strudel gefangen sehen, sondern mitten im Fluss, genau dort, wohin er auch gehörte, im Hier und Jetzt. Salil verstand auf einmal, dass er nicht von den Sünden der Zeit gereinigt werden müsse, sondern sich selbst und seine Familie nur durch seine Taten reinigen konnte. Ein heftiger Ruck ging durch seinen Körper, und er richtete sich auf, spannte seine Muskeln an und lief mit neu erwachter Kraft den Flusslauf entlang, dem Elefanten entgegen, von dem er trotz der Weitläufigkeit des Flusslaufs wusste, wo dieser sich zum letzten Sterbeakt niederlegen würde.

Dann erreichte er den Ort, an dem der Elefant vor ihm blutend und schwer atmend auf dem Boden lag.

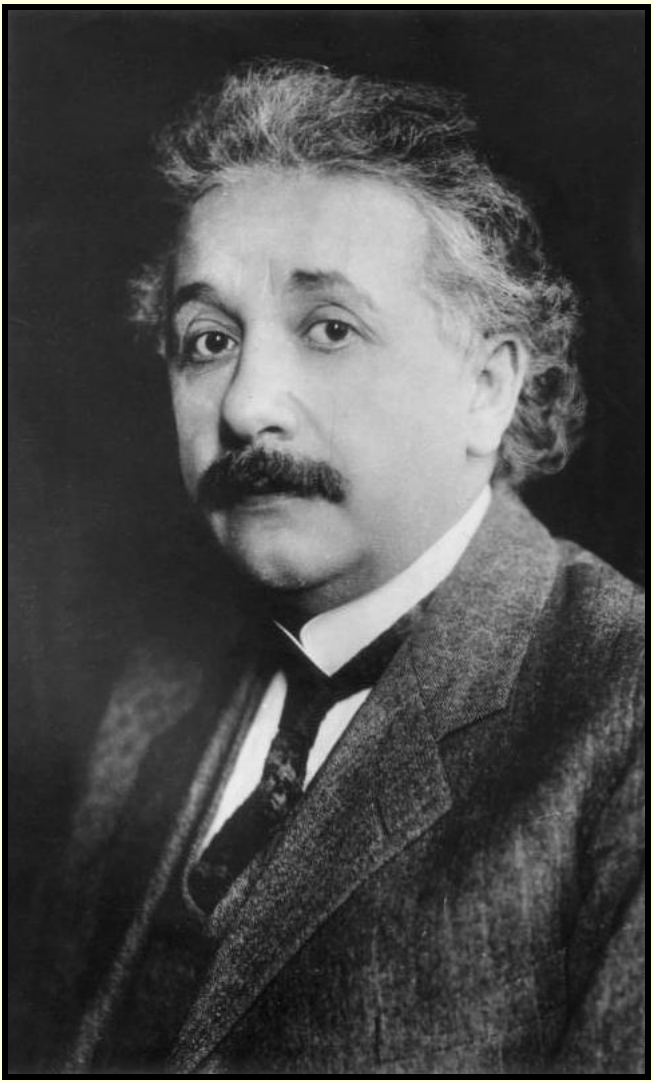
Alle schienen sie gekommen zu sein. Wie zu einem Totengericht hatten sich die Tiere des Waldes, darunter Affen, Panther, Vögel jedweder Art und andere Tiere versammelt und schauten hinunter auf Salil und den am Boden liegenden Elefanten. Salil beobachtete den völlig erschöpften und sterbenden Elefanten und ahnte mit jedem neuen Moment, dass dies nicht das Totengericht des Elefanten war, sondern sein eigenes. Nicht, dass die Tiere in den Wipfeln der Bäume ihn angreifen würden, nein, Salil wurde bewusst, dass er als fühlender Mensch sterben würde, wenn er dem Elefanten in seiner wehrlosen Haltung den zweiten Zahn abtrennen und danach auf dieser Lichtung inmitten des großen, weiten Waldes verbluten ließe.

Salil kniete sich vor den Kopf des Elefanten und weinte. Ihm rannen die Tränen über die Wangen, stumm und ohne Wimmern, und wenn ihn einer der anderen Dorfbewohner so gesehen hätte, läge auf ewig Schande auf seiner Familie – doch wer sollte ihm gefolgt sein, an diesen Ort, den so recht niemand kannte. Hinter dem verschleierten Vorhang, der vor seinen Augen

klebte, betrachtete Salil den Elefanten und suchte dessen Auge, das ihm zugedreht war. Es schien ganz ohne Hass zu sein, vielmehr voller Angst, dass der Elefant nun über die nächsten Stunden elendig in der Hitze und Feuchte des Waldes verbluten würde. Salil betrachtete den sterbenden Koloss, wie er so dalag, schwach atmend, wissend, dass es jetzt zu Ende ging. Und er traf eine Entscheidung für sich und seine Familie.

Er würde sich nicht dem Diktat der Tradition unterwerfen. Er würde sich nicht dem Aberglauben der Schamanen unterwerfen. Er würde sich nicht vor den Weisen des Dorfes verbeugen, weil sie die Wahrheit zu kennen glaubten. Er würde nicht den Weg seines Vaters, seines Großvaters und seiner Ahnen gehen. Er würde nicht darauf warten, dass eines Tages ein Wunder kam, um ihn aus seiner jetzigen Situation zu retten. Er würde nicht darauf warten, dass ihm ein anderer Mensch aus reinem Herzenswillen aus seiner Not helfen würde. Und er würde nicht warten, um ein neues Leben an einem anderen Ort zu suchen.

Salil wusste, was er zu tun hatte. Er kämpfte sich nach oben und betrachtete ein letztes Mal den mit dem Tode ringenden Elefanten. Seine Augen nach oben gerichtet, wollte sich Salil die Zustimmung der anderen Waldbewohner holen, doch zu seinem Erstaunen waren sie alle verschwunden, alle außer einem Affen, der dort oben im Wipfel saß und mit dem Eindringling in den Wald mehrere Momente Blicke austauschte, ehe er zu nicken schien, sich umdrehte und ebenfalls verschwand. Mit dem Wissen, dass der Wald und seine Bewohner ihre Zustimmung zu Salils Wiederaufnahme in den großen Kreislauf der Natur gegeben hatten, ging Salil an sein Machwerk und gab dem Elefanten mit schnellen Bewegungen seinen Todesstoß. Mit dem letzten Atemzug des Elefanten hatte Salil das Beklemmnis, einen Teil von sich selbst getötet zu haben, doch kaum, dass der Elefant von seinen Leiden befreit war, erwuchs in ihm eine neue Zuversicht, die viel stärker war als alles andere, das er in seinem Leben bisher kennenlernen durfte: er hatte sich selbst gereinigt.



Albert Einstein (1879–1955)

MIT MATHEMATIK IST ALLES BEWEISBAR (EINSTEIN)

Einstein 122

Artikel

Gerd Maximovič

Verwendete Literatur:

– Born, Max: Die Relativitätstheorie Einsteins und ihre physikalischen Grundlagen. Julius Springer Verlag, Berlin 1922. Fotomechanischer Nachdruck im Verlag der Wissenschaften, Vero Verlag, Norderstedt 2014.

– Ripota, Peter: Reise ins Ungewisse. Gravitationswellen und Schwarze Löcher.

Books on Demand, Norderstedt, 2. Auflage 2019. Zitiert als „Reise“.

Wir sehen aber nochmals, rein rechnerisch betrachtet, ein, die Mathematik (die Rechen- und Zählkunst) hat ihren Ursprung darin, daß man „etwas“ zählen konnte (seine Finger, darum unser Zehner-Zahlensystem, sein Vieh, die Anzahl der Familienmitglieder und vieles mehr). Dann hat sich die Rechenkunst verselbständigt und ist eigene Wege gegangen (ohne noch zu zählende Objekte). Sie ist rein abstrakt geworden, indem Schelling also behauptet: „als daß die Mathematik zu der Evidenz ihrer Sätze aller Erfahrung entbehren könne“.

Nun gut, möchte man hierzu sagen, die Mathematik rechnet, schier ganz losgelöst von der Wirklichkeit. Das darf sie ja im Zuge der Erkenntnis. Doch, mit Verlaub, was irgend ein Mathematiker an Zahlen und Formeln nunmehr aufs Papier schreibt, ist das jetzt die eigentliche Wirklichkeit? Und hat die wirkliche Wirklichkeit vor dem, was sich ein „Rechenkünstler“ ausmalt oder ausdenkt, inzwischen sogar zurückzutreten?

Also, angenommen, einer schreibe, schlau und hintersinnig, auf das Papier: ich bin nicht einen Meter achtzig groß, sondern einhundertachtzig Meter. Verzeihung, wird besagte Person nun flugs – und zwar kraft mathematischer Verfügung – entsprechend auf hundertachtzig Meter anwachsen? Oder denkt die Natur gar nicht daran, sich solch phantastischen Wunschvorstellungen zu fügen, egal, wie „exakt“ sie sich begründen ließen?

Wir wußten das natürlich auch schon vorher: Zahlenspielereien können niemals die Wirklichkeit ersetzen. Die Empirie (Erfahrungswissenschaft) hat allemal Vorrang. Und das gilt alleweil noch eine Stufe höher, nämlich für den „Zugriff“ auf Gott und die Gesundheit. Leserin und Leser sollten sich also nicht in Zahlenspielereien verlieren, sondern sie sollten begreifen, wie wir auf diesem Wege nachweislich positiven Einfluß auf unsere Gesundheit nehmen können. Was – gegen diese nachweisbare Praxis – zählen da denn noch schlaue mathematische Formeln?

Ist alles relativ? In der Einstein’schen Relativitätstheorie wird grundsätzlich be-

hauptet, alles wäre relativ. Alles hinge also vom Betrachtungs- oder Bezugspunkt ab. Doch selbst nach Einsteins eigenen Überlegungen ist keineswegs alles relativ. Denn das Licht, der Anker seiner Überlegungen, ist ja als Bezugspunkt gerade fix (fest), also nicht relativ.

Man bedenke, zweitens, diese Bemerkung von der Relativität aller Dinge wurde auch längst vor Einstein etwa schon von Kant oder Novalis vorgebracht. Wir sehen aber in jedem Falle, diese Behauptung von der Relativität aller Dinge ist einerseits bis zu einem gewissen Grade richtig, andererseits beliebig.

Warum richtig? Man sagt etwa: Eine Person ist verhältnismäßig (relativ) klein. Das stimmt, wenn man neben jemanden, der einen Meter fünfzig mißt, einen anderen mit einer Größe von einem Meter achtzig hinstellt.

Und warum beliebig? Vergleichen wir einen Kaktus und eine Dampflokomotive. Wie schnell fährt der Kaktus im Vergleich zur Lokomotive? Und stößt er dabei eine Rauchwolke aus? Man sieht, man vergleicht hier Dinge, die sich – jedenfalls auf dieser

Diskussionsgrundlage – nicht vergleichen lassen. So aber kann man beliebige „Vergleiche“ anstellen – um zu beliebigen Resultaten zu gelangen.

Bleiben wir aber bei dem Gedanken, daß grundsätzlich wirklich alles relativ wäre. Woraus unmittelbar folgte, nichts ist mehr gewiß, nichts ist mehr sicher, alles, aber wirklich alles kann in Frage gestellt werden. Doch ist das tatsächlich so?

Nehmen wir hierzu das gerne erwähnte einfache Beispiel. Wir haben vor uns einen Bahnhof (ein Bahnhofsgebäude) und einen Zug, welcher in den Bahnhof einfährt. Nun ist es dabei ja offensichtlich so, daß das Bahngebäude steht, während der Zug fährt. Die Relativitätstheorie behauptet aber, daß man das Ganze ohne weiteres auch umgekehrt betrachten könne: der Zug stehe still, das Bahngebäude bewege sich an ihm vorbei. Wer hat nun Recht?

Leserin und Leser werden lachen. Das ist doch albern, werden sie erklären. In der Tat. Doch so ganz einfach ist das nicht. Und zwar deswegen, weil zwar im engen Innenverhältnis (Zug – Bahngebäude) offensichtlich der Zug sich bewegt und das Ge-

bäude stillsteht. Indes, in größerem Maßstab betrachtet. stehen sie beide nicht still, sondern beide bewegen sich mit der Erde. Selbige vollzieht (bei einem Umfang von etwa 40 000 km) eine Umrundung in 24 Stunden. Woraus sich ein Tempo von 1666 km pro Stunde (in Äquatornähe) ergibt.

Also, Bahngebäude und Zug, sie bleiben beide nicht konstant stehen, sondern sie bewegen sich beide mit einem geradezu schwindelerregenden Tempo (mit der Erde, unserem Planeten). Und das gilt natürlich auch für jede einzelne der Leserinnen und für jeden Leser dieser Zeilen: wir alle bewegen uns mit derselben Geschwindigkeit mitsamt der unvorstellbar schnell rotierenden Erde (ohne davon auch nur das geringste zu bemerken). Dieses Tempo verringert sich in gleicher Weise, je mehr wir uns vom Äquator entfernen.

Mehr noch, unsere Sonne bewegt sich durch unsere Milchstraße, so daß Erde und Sonne ihren Ort ständig verändern. Und auch unsere Galaxis bewegt sich, so daß wir feststellen müssen: alles bewegt sich, alles ändert Ort und Stellung, nichts ist fest oder fix. Und alles ist schon gar nicht so

sauber geordnet, wie es uns mit dem Blick zum Fixstern-Himmel fälschlich erscheinen möchte. (Es trügen bloß die ungeheuren Distanzen.)

Zurück zu Zug und Bahnhof. Beide bewegen sich also (wie wir, alle Menschen, selbst) in unerhörter und im übrigen in der Regel selbst in unverstandener Weise. Ist darum alles unklar, unbeständig? Müßte uns alleine bei diesem Gedanken der allgegenwärtigen Bewegung nicht unbedingt sogleich schwindelig werden? Nun, wir stehen mit beiden Beinen auf dieser Erde. Uns wird, Leserin und Leser werden dies gewiß einräumen, insofern keineswegs schwindelig. Denn wir nehmen (auf dem Erdboden) eine feste Position ein, wenn auch diese etwa mit Blick auf den Weltraum täuschend wäre. Ist also alles relativ?

Nein, das ist es nicht, oder es ist eine Frage der Betrachtungsweise. Man kann alles mit allem vergleichen – und mithin in Zweifel ziehen. Es kommt dabei – im Vergleichsverhältnis – immer auf die konkrete Situation an. Nehmen wir nochmals Zug und Bahnhof im engen Verhältnis. In dieser inneren Beziehung bewegt sich der Zug,

der Bahnhof steht still. Alleine dieses zählt zunächst. Denn daß uns die Erde und die Sonne mit ihrer Bewegung irgendwohin befördern, sollte uns bahnsteinmäßig zunächst einmal völlig egal sein.

Alleine das zählt im Innenverhältnis. Die eindeutige Sache Zug-Bahnhof schlau auf den Kopf zu stellen, ist unlauter und falsch, und kann nur Überlegungen entspringen, welche wahre Erkenntnis zu erschweren gedenken. Indem man sich besonders klug gibt, säht man denn schlicht und einfach Verwirrung (und beseitigt die einfachsten, klarsten Dinge).

Denn folgten wir dieser falschen Vorstellung, daß alles relativ wäre, daß nichts fest und sicher wäre, dann würde sich unser ganzes Denken und Vorstellungsvermögen in absurde Haltlosigkeiten auflösen. Sofern wir dem falschen Gedanken huldigen, daß alles relativ sei, hört jede klare und eindeutige Überlegung auf, und es wird der Raum frei für beliebige, absurde Irrationalitäten. Alles sichere und klare Denken löst sich somit auf.

Wozu dient dieses absichtliche, gezielte Stiften von Verwirrung? Warum muß oder

will man die Köpfe durcheinander bringen, sie am Ende auch noch in Ratlosigkeit stürzen? Wir entnehmen jedenfalls unmittelbar, lauter war dieses Verfahren in der Vergangenheit nicht, und es wird auch in der Zukunft nicht redlich sein.

Es kann jedenfalls nicht das Ziel jeglicher Wissenschaft sein, alles Eindeutige und Klare zu beseitigen und in Unbestimmtheit zu überführen!

Die Mathematik wäre also eine felsenfeste Mauer, auf welche wir mit absoluter Sicherheit bauen könnten. Das wurde uns schon in der Geschichte der Philosophie und wird uns auch von den Einstein-Jüngern vorerzählt. Betrachten wir vor diesem Hintergrund ein als „Scherzgleichung" bezeichnetes mathematisches Instrument, bezüglich also der so weitreichenden Einstein'schen Verfügung.

Also, die Sonderstellung der Zeit verschwindet im Einstein'schen Gefüge demnach. Indes, selbst die strikten Befürworter der Einsteinschen Lehre sahen durchaus, daß es ein schwerwiegendes Problem darstellt, in der Mathematik (in der ja alles zugunsten Einsteins bewiesen werden soll)

mit imaginären (nur in der Einbildung existierenden) Größen zu arbeiten:

> „Der Nichtmathematiker wird sich unter diesen Ausführungen nicht viel denken können; er wird vielleicht, empört über die von Minkowski selbst halb im Scherz formulierte ‚mystische Gleichung' 3 . 1010 cm = Wurzel aus – 1 sec, den Kritikern der Relativitätstheorie beipflichten, denen die Gleichwertigkeit der Zeit mit den räumlichen Dimensionen als reiner Unsinn erscheint." (Born, S. 220)

Also, es ist wohl insbesondere ein Scherz, die Größe i (für imaginär) hier einzufügen. Nicht wahr, man erkennt dabei aber eine wesentliche Struktut des sich aufschwingenden schein-mathematischen Einstein'schen Gebildes. Wobei diesem „Scherz" nochmals hinzuzufügen wäre, daß es die Wurzel aus – 1 gar nicht gibt. Gleichwohl kann man in der Mathematik mit dieser Größe i arbeiten, ganz so, als ob sie die normalste Einheit der Welt wäre. Wir sollten in der Konsequenz indes unbe-

dingt beachten, Raum und Zeit sind bloß in einer „Scherzgleichung“ gleich.

Doch Albert Einstein, eben einer jener, welche sich auf die Mathematik berufen, wußte um die Hintertürchen der scheinbar exakten Mathematik. Gerät ein Wissenschaftler in Schwierigkeiten mit seiner Welterklärung: er fügt – willkürlich – einfach irgend einen weiteren Parameter (Hilfsvariable) in seine Gleichungen ein. Und schon scheint das bloß in seiner Vorstellung existierende Gedankengebäude gerettet.

Wie sagte Einstein selber:

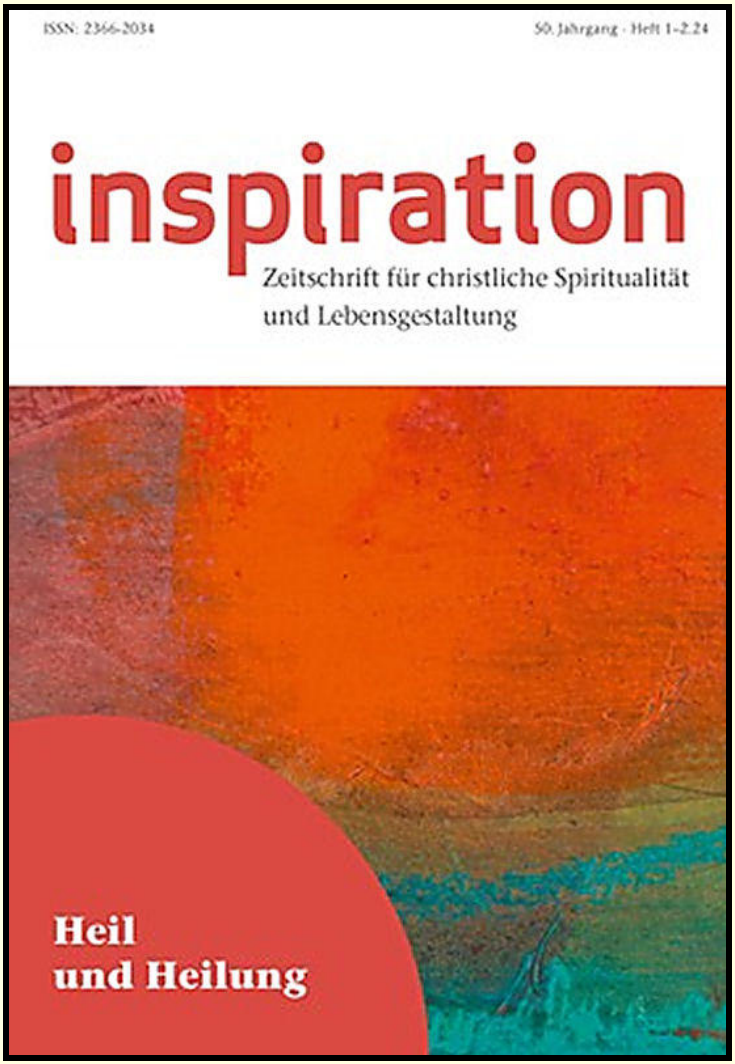
> „Mit Mathematik kann man alles beweisen. Albert Einstein.“ (Ripota: Reise, S. 28)

Nebenbei bemerkt, wo, mit Verlaub, bleibt eigentlich das Wichtigste in Sachen Welterklärung, also das Geistige? Oder gibt es das nicht in der Welt? Gibt es Gott oder den Geist? Gewiß gibt es diese Größe. Könnte man demnach Gott oder den Geist mathematisch „berechnen“?

Die Physik und auch sonstige Naturwissenschaft bezieht sich auf reale, also physikalische Dinge. Das ist vernünftig. Andere, insbesondere geistige oder religiöse Gegebenheiten werden aus dem Betrachtungsfeld ausdrücklich ausgeschlossen. Mit ihnen, sagt die Physik, kann man nicht operieren. So ist es tatsächlich, sofern man sich zur Welterklärung nur an greifbaren physikalischen Dingen ausrichtet.

Doch hier geht es eben nicht nur um vordergründige handfeste, handgreifliche Gegebenheiten. Selbige weisen zweifellos ihre Berechtigung auf, und zwar in technischem Sinne. Und sie verbürgen zugleich in der Entwicklung der Menchheit gewiß einen erheblichen Fortschritt. Doch in Sachen Welterklärung übersteigt die Betrachtung des Hintergrundes zwangsläufig die vordergründigen Dinge. Es geht also um einen die Physik eindeutig übersteigenden Vorwurf. So daß wir das Physikalische, das Materielle, zwangsläufig hinter uns lassen müssen.

Insofern, nochmals auf die Zahl abhebend, ist festzustellen: die größte Realität ist nicht die Zahl, sondern Gott (Kant).


ISSN: 2366-2034
50. Jahrgang · Heft 1–2.24
inspiration
Zeitschrift für christliche Spiritualität
und Lebensgestaltung
Heil
und Heilung

GESUNDER GEIST IN GESUNDEM KÖRPER
Artikel

Gerd Maximovič

Die Autosuggestion, zur Beeinflussung des persönlichen Unterbewußtseins, mithin insbesondere zur Bekämpfung von Krankheit, ist die größte Entdeckung in der Geschichte der Menschheit. Leider ist diese Entdeckung – insbesondere, weil unser Fernsehen darauf überhaupt nicht eingeht – so gut wie kaum in unserem allgemeinen Vorstellungsvermögen vorhanden. Es gibt auf diesem Gebiete eine einzige deutschsprachige Zeitschrift, sie erscheint nicht in Deutschland, sondern in der deutschsprachigen Schweiz, weil Emile Coué dort –

etwa in Zürich – zu Lebzeiten einen nachhaltigen Eindruck hinterlassen hat. Angesichts der Größe dieser Entdeckung ist diese Tatsache – nämlich der unzureichenden Vorstellungen, wie wir über diese Entdeckung haben – bereits überaus bedauerlich. Zu ihr gesellt sich gewiß auch der Umstand, daß besagte Zeitschrift mit dem derzeitigen Titel „Inspiration“ weniger als tausend Abonnenten aufweist. Dabei kann man, wie ich wiederholt schon sagte, mit Hilfe dieser insbesondere von Emile Coué, aber auch von anderen entwickelten Methode bis zu 70 % aller Krankheiten (auch schwerster Krankheiten) überwinden und heilen oder gleich von vornherein vermeiden. Um dieser Tatsache wiederum Nachdruck zu verleihen, erlaube ich mir, im folgenden aus einigen Nummern von „Inspiration“ zu zitieren.

In Inspiration 9/2015 befindet sich der Artikel: „Heilen bedeutet Rückkehr auf den richtigen Weg“, von Werner Achermann. Hieraus (S. 4 – 5):

> „Eine gesunde Geisteshaltung ist der einzig wesentliche Faktor, um die Ge-

sundheit zu fördern und Krankheiten vorzubeugen.“ (Donald Norfolk)

„Paracelsus, einer der berühmtesten Ärzte des Mittelalters, sprach bereits zu seiner Zeit von einem inneren Arzt im Menschen, der sozusagen über die Gesundheit wacht. Als er in Basel vor Gericht erscheinen mußte, um sich gegen eine Anschuldigung zu verteidigen, wurde er aufgefordert, seine Heilkunst zu erklären.

‚Ehrenwerte Herren’, begann er, ‚was ich sagen will, ist ganz einfach. Seht, es gibt eigentlich kein Heilmittel und auch keine Heilkräfte, die man in den Körper hinein schütten könnte. Nicht die Pflanze heilt, nicht ein chemisches Pulver, nicht Hitze und auch nicht Kälte. Heilen kann nur einer. Es ist der unfaßbare, kundige und unbegrenzte starke Heilmeister in uns. Er ist imstande, alles zu kurieren. Ein Mensch wird krank, weil der innere Heilmeister durch ein falsches Leben geschwächt und behindert wurde. Dieser Heilmeister steckt auch in den Pflanzen, in den Steinen, im

Quellwasser, in meinen Händen – aber insbesondere in unseren Gedanken!' Von ihm stammt die Aussage:

‚Die Kraft der Einbildung ist ein wichtiger Faktor bei der Heilkunst. Sie kann Krankheiten hervorbringen – sie kann sie auch heilen.'

Eine der lebenswichtigsten Aussagen für die Erhaltung unseres Wohlbefindens hinterließ uns der Dichter Juvenal ca. 100 n. Chr.:

‚Ein gesunder Geist schafft sich einen gesunden Körper.'

Und Goethe doppelt nach: ‚Es ist unglaublich, wie viel der Geist zur Erhaltung unseres Körpers vermag.'

Eine äußere Heilbehandlung, wie wir sie notwendigerweise vom Arzt erfahren, kann auch eine innere Heilung beschleunigen. Schulmediziner und Naturheiler sollten sich die Hände reichen.

Wir können nämlich mit unseren Organen und Zellen gedanklich in Kontakt treten und ihnen Mut und Kraft zusprechen.

Dem eingangs zitierten Arzt und Geistheiler Donald Norfolk erteilen wir auch das Schlußwort:

‚Wenn wir die richtige Geisteshaltung haben, können wir Herzattacken entgehen, Krebs besiegen und Seuchen überleben. Eine gesunde geistige Einstellung ist die beste Medizin – und doch wird sie von allen Therapien unseres Jahrhunderts immer noch am meisten vernachlässigt.'"

In Inspiration 7/8 von 2010 befindet sich der Artikel „Die Dorngeschichte" von Frank Zollinger. Hieraus ein kleiner Teil (ich habe folgenden Auszug teilweise schon an anderer Stelle wieder gegeben, hier soll er aber auch nicht fehlen):

„Ausgerechnet von der Wissenschaft ist heute über die Autosuggestion nur ein kleinkariertes Zerrbild vorhanden, kaum akzeptiert und mehrheitlich ignoriert. Das ist kein Zufall. Über Jahrzehnte hinweg wurde in den Wissenschaften jegliche Forschung und Lehre zur Autosuggestion gemieden. Was macht die

Autosuggestion so wichtig, daß an ihr dermaßen massiv manipuliert wird und das weltweit über Jahrzehnte hinweg? Warum hat sich niemand dagegen gewehrt? Die Antwort ist eigentlich ganz einfach: Mit der Kraft der Gedanken und Worte – einmal erkannt – läßt sich der Mensch nicht mehr so einfach manipulieren.

Die konkrete Praxis mittels der Autosuggestion hätte dies eigentlich fördern sollen, doch genau das Gegenteil traf zu; es wurde unterdrückt.

Der ‚Vater der Autosuggestion' ist der französische Apotheker Emil Coué (1857 – 1926). Er wurde in den 10er – und 20er Jahren des vergangenen Jahrhunderts jährlich von mehreren zehntausend Menschen aus aller Welt besucht. Sie kamen mit den größten, oft seit vielen Jahren ungelösten Gesundheits- und Lebensproblemen zu den täglich viermal zweistündigen kostenlosen Sitzungen mit jeweils ca. 50 Leuten. Der Zustrom wurde immer größer, weil von diesen öffentlichen Séancen keine Mißerfolge, sondern von erstaunlichen Er-

folgen berichtet wurde. Da war zum Beispiel Ella B. Kirk, die erste amerikanische Schulrätin, die ein Vierteljahr bei Coué blieb; sie kam stark gehbehindert und konnte dank der Nutzung ihrer Geisteskräfte gesund nach Hause fahren. Da war Professor Alfred Brauchle, selbst von Kindheit an schwer leidend und nach Lektüre von Coués kleiner Schrift und Befolgung der Ratschläge vollkommen und ohne Rückfälle genesen. In seinem Reclam-Band ‚Hypnose und Autosuggestion' hat er seinen ‚eigenen Fall' beschrieben. Brauchle weilte, wie viele, einige Wochen bei Coué, um seine Methode zu studieren und führte dann selbst in seinen Kliniken erfolgreich Autosuggestionsversuche mit Sälen voller Patienten durch, über die er in den medizinischen Fachzeitschriften berichtete.

Coué empfing seine Besucher mit folgenden Worten: ‚Ich habe nie jemand geheilt. Die Kraft, die Sie mir zuschreiben, müssen Sie bei sich selber suchen.' Und er sah es als seine Aufgabe, sie den

effektiven Umgang mit dieser Kraft zu lehren…“ (S. 20)

Hier aus Inspiration 4/2008 (S. 15 – 18) noch einige wichtige Anmerkungen aus dem Artikel Werner Achermanns: „Emil Coué – Lehrer für unsere Selbstheilung“:

„Autosuggestion oder Selbstbefehle müssen so klar, eindeutig und umfassend wie möglich sein und dürfen keine Verneinungen enthalten. Man darf also nicht sagen: ‚Ich bin nicht krank, ich habe keine Schmerzen’. Denn dann hört das Unterbewußtsein nur die Worte: ‚krank’ und ‚Schmerzen’ und bemüht sich, diese zu verstärken.“

„Unser Unbewußtes = Schicksals-Fabrik. Diese Aussage stammt vom großen amerikanischen Psychologen und Schriftsteller William James (1842 – 1910). Ergänzend zu ihr sagte er: ‚Die Erkenntnis, daß das Unbewußte durch Gedanken gelenkt werden kann, ist vielleicht die größte Entdeckung aller Zeiten’.“

„Wie bei einem Eisberg, bei dem ein Siebtel seiner Größe über das Wasser reicht, verhält es sich mit unserem Unbewußten. Der Mensch lebt nur zu einem Siebtel bewußt, also verstandesmäßig. Der Rest von sechs Siebteln geschieht unbewußt.“

„Das Unbewußte ruht nie. Es ist während des Schlafs eher aktiv als in wachen Stunden. Unser Unterbewußtes verfügt über ein immenses, unfehlbares Gedächtnis. Was immer wir im Leben gedacht, gesprochen, erfahren, gelesen, gehört, gelernt und getan haben, ist hier aufgezeichnet und bewirkt unser Verhalten. Es stimmt: Wir sind unser eigener Schicksalsfabrikant!“

„Vom amerikanischen Psychologen und Schriftsteller Dr. Joseph Murphy stammt folgendes Zitat: ‚Glaube und Erwartungen eines Menschen wecken die in seinem Unbewußten schlummernden Kräfte, welche die Kräfte Gottes sind. Sie sind immer da und warten nur darauf, erkannt und genutzt zu werden.‘„

„Der große Weisheitslehrer Buddha (ca. 500 v. Chr.) gab uns zu bedenken: ‚Der Geist ist alles; was du denkst, das wirst du.'"

„In der französischen Stadt Nancy wirkte Emil Coué während vieler Jahre. Man bezeichnet ihn heute als den Begründer der therapeutischen Autosuggestion. Täglich lieferte er den Beweis, daß Wunder durch Gedankenkontrolle gewirkt werden können. Gerade weil seine therapeutische Methode so einfach – jedoch wirkungsvoll – war, wurde er von vielen Ärzten nicht ernst genommen. Trotzdem machten seine Heilungen Coué weltberühmt. Einen großen Eindruck hinterließ er mit seiner Aussage, wonach er keinen einzigen Menschen geheilt habe. Denn, so meinte er: ‚Jeder verfügt in seinem Gehirn über das Mittel zu seinem Wohlbefinden. Aufgabe des Therapeuten ist nur, den Patienten dabei zu helfen, sich eine gesunde geistige Einstellung anzueignen., Oder wie es ein großer Weiser einmal formulierte: ‚Erneuert eure Ge-

danken – und ihr werdet den Körper erneuern.'"

Dem ist nichts hinzuzufügen, außer dem Hinweis, daß auch jemand, der derzeit völlig gesund ist, sich die Coué'schen Überlegungen (am besten in dessen Buch „Autosuggestion", erschienen im Jopp/Oesch-Verlag) unbedingt zulegen muß. Dann wird er immer (fast völlig) gesund sein, denn mit der einfachen Coué'schen Methode wird er alle möglichen Krankheiten schlicht und einfach abwehren können. Wer aber krank ist, sollte sofort mit Nachdruck zu dieser Methode greifen, weil sie bis zu 70 % aller Krankheiten heilen bzw. abwehren kann. Denn selbst eine beim normalen „Hausarzt" erforderliche Behandlung (in 30 % aller Krankheitsfälle) kann man mit dem Coué'schen Wissen in ganz hervorragende Weise begleitend unterstützen.

Im übrigen, was Emile Coué neben etlichen anderen Forschern gefunden hat, ist nicht irgend eine große Entdeckung, sondern es ist die größte Entdeckung aller Zeiten überhaupt, weil sie uns nämlich, wie oben im Zitat auch dargetan, zu Gott führt.